F
IV.
99
9
Stadtbibliothek
Augsburg

LA 4378

Verschiedene Beobachtungen
über die
Neigungen und Sitten
der Menschen.

Eine freye Uebersetzung
aus den Werken
des Herrn St. Evremont.

Frankfurt und Leipzig,
bey Christian Gottlieb Hertel.
1769.

Innhalt.

Beobachtungen über die verschiedenen Neigungen des römischen Volks in verschiedenen Zeitpunkten.

I. Abschnitt.

Das Genie der Römer unter den Königen. S. 1

II. Abschnitt.

Die ersten Zeiten der Republik. 10

III. Abschnitt.

Von den ersten Kriegen der Römer. 14

IV. Abschnitt.

Wider die Meynung des Titus Livius über den eingebildeten Krieg, welchen Alexander wider die Römer geführt hat. S. 18

V. Abschnitt.

Das Genie der Römer zu der Zeit, da Pyrrhus sie bekriegte. 27

VI. Abschnitt.

Von dem ersten Punischen Kriege. 38

VII. Abschnitt.

Von dem zweyten Punischen Kriege. 44

VIII. Abschnitt.

Ueber das Ende des zweyten Punischen Krieges; 72

IX. Abschnitt.

Das Genie des römischen Volks als Jugurtha sich des Numidischen Reichs bemächtigte. S. 90

X. Abschnitt.

Fortsetzung dieses Krieges mit Jugurtha. 115

XI. Abschnitt.

Genie der Römer bey den ersten Unruhen des Marius. 124

XII. Abschnitt.

Fortsetzung dieser Unruhen durch die Zwischenkunft des Sylla. 130

XIII. Abschnitt.

Von den Calilinarischen Unruhen 137

XIV. Abschnitt.

Zustand von Rom, in der Theilung der Regierung zwischen Pompejus Cäsar und Crassus. S. 144

XV. Abschnitt.

Von dem bürgerlichen Kriege zwischen dem Pompejus und Cäsar. 150

XVI. Abschnitt.

Von August, seiner Regierung und seinem Genie. 156

XVII. Abschnitt.

Von Tiberius und seinem Genie. 177

Das Ephesische Frauenzimmer. 189

Die allzustrenge Tugend. 201

Gedanken über die Ehrlichkeit. 208

Beschreibung eines ehrlichen Mannes. S. 211

Gedanken über verschiedene Gegenstände. 213

Die Reitze der Freundschaft 224

Betrachtungen über den Sallust und den Tacitus. 252

Vergleichung des Cäsar mit dem Alexander. 264

Abhandlung über Alexander den Großen. 284

Der Mensch, welcher alles kennen will, kennet sich selber nicht. 303

Von dem Wunderbaren, welches sich in den Gedichten der Alten findet. 318

Anmer-

Anmerkung:

In der ersten Abhandlung von dem Genie des römischen Volks, ist der 9. 10. 11. 12. 13. 14 und 15te Abschnitt, weil in dem französischen Werken des Herrn St. Evremont nur die bloßen Titel der Abschnitte befindlich waren, hinzugefügt worden, die übrigen aber sind alle aus ermeldeten Werke übersetzt worden.

Beobachtungen über die verschiedenen Neigungen des römischen Volks in verschiedenen Zeitpunkten des Staats.

Erster Abschnitt.

Es geht mit dem Ursprunge der Völker wie mit den Genealogien der Privatpersonen, man kann keinen niedrigen und dunkeln Anfang leiden. Jene nehmen zu Träumen, und diese zu den

 Fabeln

Fabeln ihre Zuflucht. Die Menschen sind von Natur voller Fehler und Eitelkeit. Die Stifter der Staaten, die Gesetzgeber, die Eroberer, wenig vergnügt mit dem menschlichen Zustande, dessen Schwäche und dessen Mängel sie kannten, haben oft ausser demselben die Ursache ihrer Verdienste gesucht. Daher kömmt es, daß die Alten mehrentheils vorgegeben, daß sie von einem gewissen Gotte abstammten, oder unter dessen besondern Schutze stünden. Einige haben davon überzeugt scheinen wollen, um andere zu überreden, und haben sich auf eine listige Weise einer glücklichen Betrügerey zu bedienen gewust, welche ihnen Hochachtung und Unterwürfigkeit unter ihre Macht erworben.

Es sind Menschen gewesen, welche sich dieses in Ernst eingebildet haben. Die Verachtung, mit welcher sie andern Menschen begegneten; die Vorurtheile, mit welchen sie für ihre grossen Eigenschaften eingenommen waren, brachten sie dahin, daß sie in ihrer Phantasie einen Ursprung suchten, der von dem unsrigen ganz unterschieden war. Es ist auch öfters geschehen, daß Völker, um sich Ehre zu machen, und aus einem gewissen Triebe der Dankbarkeit gegen diejenigen, welche ihnen Dienste erzeigt hatten, dergleichen Fabeln erfunden haben.

Die Römer sind von dieser Eitelkeit nicht frey gewesen. Sie haben sich nicht damit begnüget, der Venus, durch den Aeneas, welcher die Trojaner nach Italien führte, anzugehören, sie haben ihre Verbindung mit den Göttern durch die fabelhafte Geburt des Romulus erneuert, welchen sie für einen Sohn des Gottes Mars hielten, und welchen sie selbst nach seinem Tode vergöttert haben.

Sein Nachfolger Numa stammte aus keinem Göttergeschlecht ab, allein die Frömmigkeit seines Lebens erwarb ihm eine besondere Gemeinschaft mit der Göttinn Egeria, und diese Verbindung, oder vielmehr die Einbildung, die sich das Volk davon machte, leistete ihm bey Errichtung seines Gottesdienstes nicht geringe Hülfe.

Es war nun einmal beschlossen, in Rom sollte der Grund zu einen der mächtigsten Reiche gelegt werden, die je gewesen sind. Es muste sich daher alles dazu schicken. Die Verordnungen ihrer Könige musten das Volk zu den grossen Gesinnungen vorbereiten, die es nachher zu Herrn der Welt machten.

Ich hasse die Bewunderung, welche auf Fabeln oder auf Vorurtheile gegründet ist. Es sind so viel wahrhafte Dinge bey den Römern, welche Bewunderung verdienen, daß man ih-

nen Unrecht thun würde, wenn man sie durch Fabeln zu erheben suchen wollte. Ihnen alle eitle Empfehlung nehmen, das heist ihnen gefällig seyn. In dieser Absicht habe ich mir vorgesetzt, sie selbst zu betrachten, ohne mich ihren Vorurtheilen zu unterwerffen. Es würde eine sehr verdrüßliche Arbeit seyn, wenn ich mich in alle besondere Umstände einlassen wollte. Ich werde mich also nicht viel mit einzelnen Handlungen beschäftigen. Ich werde mich damit begnügen, das Genie der Römer in verschiedenen merkwürdigen Zeitpunkten, und die Neigungen, die sie belebten, zu schildern.

Die Könige haben so wenig Antheil an der Grösse des Römischen Volks gehabt, daß sie mich zu keinen besondern Betrachtungen verbinden. Nicht ohne Grund haben die Geschichtschreiber ihre Regierung die Kindheit Roms genannt; denn unter ihnen war es nur sehr selten in Bewegung. Um ihre wenige Thätigkeit zu kennen, ist es genug zu wissen, daß sieben Könige in einer Zeit von zwey hundert Jahren keinen grössern Staat hinterlassen haben, als etwa Parma und Mantua ist. Heut zu Tage würde eine einzige gewonnene Schlacht eine weit grössere Erweiterung ihres Reichs veranlaßt haben. So besondere und ausserordentliche Eigenschaften man ihnen auch

bey=

beylegt, die man insgesamt als ein Werk einer geheimnisvollen Vorsehung ansahe; so hat sich doch bey ihnen nichts zugetragen, als was sich vorher bey einem jeden Fürsten zutrug. Selten hat man gesehen, daß der Nachfolger die nemlichen Eigenschaften seines Vorgängers gehabt. Der eine, voll Ehrbegierde und voll Feuer hat alle seine Verdienste im Kriege gesucht. Ein anderer, welcher von Natur die Ruhe geliebt, hat es für die gröste Staatsklugheit von der Welt geachtet, sich im Frieden zu erhalten.

Dieser machte aus der Gerechtigkeit seine vornehmste Tugend; jener beeiferte sich nur für das, was die Religion betraf. So ist ein jeder seinem Naturell gefolget, und hat sich in dem Gebrauch seiner Fähigkeiten gefallen. Es ist lächerlich, aus so einer gemeinen Sache etwas ausserordentliches zu machen. Doch ich werde mehr sagen. Die verschiedene Denkungsart ihrer Könige ist dem römischen Volke so wenig vortheilhaft gewesen, daß man ihr, nach meinem Erachten, das wenige Wachsthum zuzuschreiben hat, welches Rom unter den Königen hatte. Denn nichts hindert das Wachsthum mehr, als diese Verschiedenheit des Genie, welches oft macht, daß man das wahre Interesse, welches man nicht versteht, verläßt,

 und

und etwas neues einführen will, daß man nicht kennt, und das mehrentheils schädlich ist.

Wenn gleich diese neuen Veranstaltungen ihren Nutzen hätten, so ist doch zuweilen die Anwendung verschieden. Viele Dinge werden gut angefangen, ohne daß sie glücklich geendiget werden können.

Unter dem Romulus wurde die ganze Einrichtung gemacht. Unter dem Numa thät man nichts, als daß man die Priester stiftete. Tullus Hostilius hatte Mühe, die Menschen aus einem süssen Vergnügen zu ziehen, um sie an die Kriegeszucht zu gewöhnen.

Diese Zucht war noch nicht zu Stande gebracht, als man den Ankus für die Bequemlichkeit und die Verschönerung der Stadt sich bemühen sahe.

Der erste Tarquin erfand die Zierrathen, und gab Unterscheidungszeichen der verschiedenen Würden, um dem Senat Ansehen, und dem Reiche mehr Hoheit zu erwerben.

Die vornehmste Sorgfalt des Servius gieng dahin, das Vermögen der Römer genau kennen zu lernen, und sie in verschiedene Zünfte nach ihren Güthern einzutheilen, um der Gerechtigkeit und Verhältniß gemäß die Abgaben zum Wohl des Staats zu ordnen.

Tar=

Tarquin der hochmüthige, sagt Florus, erwieß seinem Vaterlande einen grossen Dienst, als er durch seine Tyranney zur Errichtung der Republik Gelegenheit gab. Dieses ist das Urtheil eines Römers, welcher ob er gleich unter den Kaisern gebohren war, doch die Freyheit der monarchischen Regierungsform vorzog.

Meiner Meinung nach kann man die Republik wohl bewundern, ohne die Art zu bewundern, auf welche sie gestiftet wurde.

Aber auf diese Könige zurück zu kommen, so ist es gewiß, daß ein jeder von ihnen seine besondern Gaben hatte, aber keiner von ihnen hatte eine genug ausgebreitete Fähigkeit. Es fehlte zu Rom an solchen Königen, die sich aller Gelegenheiten nach ihrem vollem Umfange bedienen konnten. Es würde nicht nöthig gehabt haben, von verschiedenen Prinzen verschiedene Gesetze zu entlehnen, welcher ein einziger leicht hätte ordnen können.

Die Regierung des Tarquin ist der ganzen Welt eben so wohl, als die Errichtung der Freyheit bekannt. Der Stolz, die Grausamkeit, der Geitz waren seine vornehmsten Eigenschaften. Es fehlte ihm an Geschicklichkeit, seine Tyranney auszuführen.

Er war sehr ungerecht und gewaltthätig,

er machte böse Entwürfe, und nahm übele Maaßregeln. Um sein Verhalten in wenig Worten zu schildern, so wuste er weder nach Gesetzen, noch ohne Gesetze zu regieren. In einem für das Volk so gewaltigen, und für den Fürsten so unsichern Staate erwartete man nichts so sehr, als eine Gelegenheit sich in Freyheit zu setzen, als der unglückliche Tod der Lucretia den Stoff dazu gab.

Diese, gegen sich selbst so grausame keusche Frau, konnte das Verbrechen, das ein anderer begangen hatte, sich nicht verzeihen. Sie tödtete sich mit eigener Hand, nachdem sie von dem Sextus war geschändet worden, und hinterließ bey ihrem Sterben die Vertheidigung ihrer Ehre dem Brutus und Colatin. Hier legten die Neigungen der Römer ihren Zwang ab, und zeigten sich in ihrer wahren Gestalt.

Es ist unglaublich, wie stark die Zusammenverschwörungen wurden, die Lucretia zu rächen. Das Volk, dem eine jede Ursache hinreichend schien, war wegen der Mordthat, welche Lucretia an sich selbst begangen, mehr wider den Sextus aufgebracht, als wenn er sie würklich getödtet hätte. Bey den mehresten traurigen Begebenheiten pflegt es sich zuzutragen, daß das Mitleiden sich mit dem Zorne vermischt. Ein jeder erhöhete auch hier die

Abscheu-

Abscheulichkeit des Verbrechens durch das Mitleiden mit einer so grossen und unglücklichen Tugend.

Man sieht bey dem Titus Livius bis zu den geringsten Kleinigkeiten Zorn und Mäßigung der Römer. Eine wunderbare Mischung von Raserey und Klugheit, welches bey grossen Revolutionen sehr gewöhnlich ist, wo die Gewalt eben die Wirkungen hervorbringt, als die Heldentugend, wenn sie mit Zucht begleitet ist. Es ist gewiß, daß Brutus sich der Neigungen des Volks auf eine bewundernswürdige Weise bediente; allein so etwas wohl auszuführen, das ist sehr schwer. Die Grösse eines von der ganzen Welt bewunderten Staates, hat dem Stifter Bewunderung erworben, ohne seine Handlungen sehr zu prüfen.

Alles, was ausserordentlich scheint, scheint groß, wenn der Ausgang glücklich ist; so wie alles, was groß ist, thöricht scheint, wenn der Ausgang mißlingt. Man hätte zu seiner Zeit leben, und an seinen Handlungen Antheil haben müssen, um einzusehen, ob er seine Kinder durch den Antrieb einer heldenmüthigen Tugend, oder aus einer verhärteten, wilden und unnatürlichen Gemüthsart sterben lassen.

Ich bin geneigt zu glauben, daß er sein Verhalten nach einem gewissen Plane einge-

richtet. Die geheimnißvolle Verstellung, deren er sich unter der Regierung des Tarquin bediente, überzeugt mich eben sowohl davon, als die Geschicklichkeit, mit welcher er den Colatinus um das Bürgermeisteramt brachte. Es kann wohl seyn, daß die Empfindungen der Freyheit ihn die Empfindungen der Natur vergessen liessen. Es kann auch seyn, daß seine eigene Sicherheit ihm theurer war, als alles, und daß in dieser harten und traurigen Wahl, sich oder die Seinigen zu verderben, ein so dringendes Interesse ihn über die Wohlfahrt seiner Familie hinaus setzte. Wer weiß, ob der Ehrgeitz hierbey keinen Antheil mit gehabt hat? Colatinus richtete sich zu Grunde, um seine Vettern zu begünstigen; jener machte sich durch die harte Bestrafung seiner Kinder zum Herrn über das Volk. Was man mit Zuversicht sagen kann, ist, daß er etwas von Wildheit an sich hatte, dieses war das Genie der Zeit. Ein solch wildes und freyes Naturel brachte damals und lange Zeit hernach solche ungeheure Tugenden hervor.

Zweyter Abschnitt.

In den ersten Zeiten der Republik war man rasend für die Freyheit, und für das Wohl

des

des Staats, die Liebe gegen das Vaterland ließ nichts für die Empfindungen der Natur übrig. Der Eifer des Bürgers machte, daß der Mensch aufhörte ein Mensch zu seyn. Bald ließ der Vater, von einer wilden Gerechtigkeit angetrieben, seinen eigenen Sohn sterben, um eine schöne That freywillig ausgeübt zu haben. Bald opferte man aus einem so grausamen als lächerlichen Aberglauben sich selbst auf, als wenn der Endzweck der Gesellschaft uns verbände zu sterben, da sie doch errichtet ist, um uns mit weniger Gefahr, und mit mehr Bequemlichkeit leben zu lassen. Die Tapferkeit artete in Grausamkeit aus, und die Hartnäckigkeit in den Gefechten vertrat die Stelle der Kriegswissenschaft. Die Eroberungen hatten noch nichts edles an sich, es war kein Geist der Oberherrschaft, welcher sich stolz über andere zu erheben suchte. Eigentlich zu reden, waren die Römer verdrüßliche und gewaltthätige Nachbarn, welche die gerechten Besitzer aus ihren Häusern zu vertreiben, und mit gewafneter Hand sich der Felder anderer zu bemächtigen suchten.

Oft war der siegende Bürgermeister von keiner bessern Art, als das Volk, welches er überwunden. Oft hat ihn die Verweigerung der Beute das Leben gekostet, und die Theilung des

Raubes

Raubes seine Verbannung nach sich gezogen. Man hat unter gewissen Generals sich geweigert, in den Krieg zu ziehen, unter andern hat man nicht überwinden wollen.

Die Empörung war sehr oft eine Wirkung ihrer eingebildeten Freyheit. Man sahe den Gehorsam als ein Merkmal einer schimpflichen Sclaverey an, und man vergaß sehr leicht die Pflichten gegen seine Obrigkeiten, die doch ein Werk ihrer Hände waren, und gegen ihre Feldherren, welche sie doch selbst erwählet hatten.

Die Gemüthsart dieses Volks war so bäurisch als wild. Die Dictators verliessen zuweilen den Pflug, welchen sie nach Niederlegung ihres Amts, nicht deswegen wieder ergriffen, um sich einer ruhigen und unschuldigen Beschäftigung zu überlassen, sondern deswegen, weil sie eine solche rauhe Lebensart gewohnt waren. Diese so berühmte Mäßigkeit war keinesweges ein Abbruch des Ueberflüßigen, oder eine Enthaltung von den Annehmlichkeiten dieses Lebens, sondern ein ungeschickter Gebrauch der Dinge, die man besaß. Man verlangte die Reichthümer nicht, weil man sie nicht kannte. Man begnügte sich mit wenigem, man enthielt sich der Vergnügungen, weil man keinen Begrif von ihnen hatte. Zum wenigsten könnte man diese alten Römer den

erſten

ersten Bewohnern der Welt gleich schätzen. Ihre Nachkommenschaft hat die geringsten ihrer Handlungen hochgeschätzt, vielleicht deswegen, weil man diejenigen verehret, welche grosse Arbeiten anfangen, vielleicht auch deswegen, weil ihre berühmten Nachkommen wollten, daß ihre Vorfahren wenigstens in denen Fällen tugendhaft seyn sollten, in welchen sie nicht groß waren.

Ich weiß wohl, daß man Muster tugendhafter Handlungen bey ihnen antrift, deren Glanz durch keinen Tadel verringert werden kann, die zu allen Zeiten würdige Beyspiele der Nachahmung seyn werden. Allein diese Handlungen wurden von Privatpersonen ausgeübet, welche nichts von dem Genie ihrer Zeit empfanden, oder es waren Handlungen von der Art, welche den Menschen durch einen ohngefähren Zufall entwischen, und mit dem gemeinen Lauff ihres Lebens keine Gemeinschaft hatten.

Man muß aber doch gestehen, daß solche rauhe und unanständige Sitten für den Staat, der erst zu entstehen anfing, sich schickten. Diese natürliche Rauhigkeit, welche vor keinen Schwürigkeiten zitterte, war dem Wachsthum Roms vortheilhafter, als es sanfte, und

mit

mit mehrerer Vernunft erleuchtete Gemüther würden gewesen seyn.

Die Gemüthsart war, an sich selbst betrachtet, eine sehr wilde Gemüthsart, welche keine Achtung als durch die Empfehlung des Alterthums, und deswegen verdient, weil sie der Ursprung des mächtigsten Staats war.

Dritter Abschnitt,
von den
ersten Kriegen der Römer.

Die ersten Kriege der Römer sind in Ansehung ihrer sehr wichtig gewesen, allein nicht sonderlich merkwürdig, wenn man einige ausserordentliche Handlungen von Privatpersonen davon hinweg nimmt. Es ist gewiß, daß das Interesse des Staats nicht grösser seyn konnte, weil es darauf ankam, unter die Herrschaft des Tarquin wieder zu kommen; weil Rom von dem Zorn des Corriolans durch nichts, als durch die Thränen seiner Mutter befreyt werden konnte, und weil die Vertheidigung des Capitols, die lezte Zuflucht der Römer war, da nach der Niederlage ihrer Armee, ihre Stadt selbst von den Galliern eingenommen wurde. Betrachtet man aber die-

se

se Unternehmungen an und für sich selbst, so wird man finden, daß sie mehr Tumulte, als wahre Kriege waren. Und die Wahrheit zu sagen, wenn die Lacedemonier diese Art Krieg zu führen gesehen hätten, welcher sich die Römer damahls bedienten, so ist nicht zu zweifeln, sie würden solche Leute, welche den Pferden den Zaum nahmen, um die Reuterey noch mehr zu erhitzen, für Barbaren gehalten haben; für Barbaren, welche sich auf ihre Wache, die aus Gänsen und Hunden bestand, verliesen, deren Nachläßigkeit sie bestraften, und deren Wachsamkeit sie belohnten. Diese plumpe Art Krieg zu führen hat lange gedauret, die Römer haben selbst bey einer mittelmäßigen Kriegswissenschaft beträchtliche Eroberungen gemacht. Es waren tapfere aber nicht sehr erfahrne Männer, welche es mit Feinden zu thun hatten, die weniger Muth hatten, als sie, und noch unwissender waren, als sie. Allein da die Anführer sich Consuls, Dictators, die Truppen Legionen, und die Soldaten Römer nennten, hat man der Eitelkeit der Namen mehr als der Wahrheit der Sache zugeeignet. Und ohne die Verschiedenheit der Zeiten und der Personen zu erwegen, hat man glauben wollen, daß die Armeen unter den Camill, Manlius, Cincinnatus, Papyrius Cursor

Curius Denatus, eben solche gewesen, als die unter dem Scipio, Marius, Sylla, Pompejus, Cäsar.

Was sich in Wahrheit in den ersten Zeiten befindet, ist ein grosser Muth, rauhe Sitten, eine grosse Liebe fürs Vaterland, und gleiche Tapferkeit; in den letztern viel Wissenschaft, in dem was zum Kriege gehöret, viel Gelehrsamkeit, aber auch viel Verdorbenheit der Sitten.

Daher ist es gekommen, daß die Rechtschaffenen, denen das Laster und die Schwelgerey verhaßt war, sich nicht begnügt haben, die Redlichkeit ihrer Vorfahren zu bewundern. Es erstreckte sich ihre Bewunderung über ihr ganzes Betragen, ohne zu unterscheiden, worinnen sie Verdienste gehabt, und worinnen sie keine gehabt. Diejenigen, welche sich über ihr Zeitalter beschwerten, haben dem Alterthume, von dem sie keinen Verdruß besorgen konnten, tausend Lobsprüche ertheilet. Und diejenigen, welche aus Unzufriedenheit alles tadelnswürdig fanden, was sie sahen, haben aus Einbildung alles das erhoben, was nicht mehr zugegen war. Den Rechtschaffensten hat es nicht an Beurtheilungskraft gefehlet, und da sie wohl wusten, daß ein jedes Jahrhundert seine Fehler und seine Tugenden

hat,

hat, so schlossen sie ganz vernünftig von der Zeit ihrer Väter auf die ihrige. Allein sie sahen sich genöthiget, mit dem Volk zu bewundern, und zuweilen aus Absicht, zuweilen auch ohne Ursache zu rufen: **Unsere Vorfahren, unsere Vorfahren,** wie sie andere aus einer allgemeinen Bewunderung schreyen hörten. Die Geschichtschreiber haben sogleich die nemliche Hochachtung für die Alten bezeigt, und da sie aus jedem Burgermeister einen Held machten, haben sie denjenigen keine einzige Tugend fehlen lassen, welche sich um den Staat verdient gemacht hatten.

Ich gestehe, daß es ein grosses Verdienst war, dem Staate nützlich zu seyn, allein dieß ist ganz etwas anders, als wovon jeßt die Rede ist; und man kann mit Wahrheit sagen, daß die guten Bürger sich bey den alten Römern, und die guten Generals sich bey den neuern Römern befanden.

Vierter Abschnitt,
Wider die Meinung des Titus Livius über den eingebildeten Krieg, welchen Alexander wider die Römer geführt hat.

Ich verwundere mich, wie die Meynung des Titus Livius von diesen alten Römern so weit gehen können, und begreife nicht, wie ein Mann von seiner Einsicht aussen seinem Gegenstande eine Vorstellung hat suchen wollen, um so falsch von dem eingebildeten Kriege zu urtheilen, in welchen er Alexandern verwickelt hat. Er läßt diesen Eroberer mit eben so wenig Macht, als er hatte, da er nur noch ein kleiner König von Macedonien war, nach Italien gehen. Er sollte sich erinnern, daß ein einziger Chartaginensischer General mit einer Armee von achtzig Tausend Mann über die Alpen gegangen.

Das ist nicht genug, er giebt dem Papyrius Cursor und allen Consuls dieser Zeit eben so viel Kriegswissenschaft, als dem Alexander, ob sie gleich, die Wahrheit zu sagen, nur eine ganz unvollkommene Käntniß davon hatten. Denn damals konnte man unter den Römern keinen guten Gebrauch von der Reuterey machen,

chen, sie wusten sich so wenig damit zu helfen, daß man sie im heftigsten Gefecht absetzen ließ, und man gab ihr die Pferde wider, um die Feinde zu verfolgen, wenn sie in Unordnung waren. Es ist gewiß, daß die Römer ihre größte Stärke in der Infanterie setzten, und ein Gefecht, das man zu Pferde halten konnte, wenig achteten. Die Legionen hielten über dieses die Reuterey der Feinde sehr verächtlich, bis zu den Pyrrhischen Kriege, wo die Thessalier ihnen Gelegenheit gaben, ihre Meinung zu ändern. Allein die Reuterey des Hannibals setzte sie vollends in das größte Schrecken; Diese sonst so unüberwindlichen Legionen waren von Furcht auser sich, wenn sie nur an sie gedachten, so daß sie sich lange Zeit nicht in die kleinste Ebene wagten.

Auf die Zeit des Papyrius zurück zu kommen, so wuste man gleichsam nicht, was Reuterey war, man wuste weder sich zu stellen, noch ein ordentliches Lager zu formiren. Denn sie gestehen selbst, daß sie die Ordnung eines Lagers erst von dem Pyrrhus gelernt hätten, und daß sie sich vorher allemal in der größten Unordnung gelagert hätten. Man kannte eben so wenig die Maschienen, und die nöthigen Werke zu einer grossen Belagerung. Was von der wenigen Erfindung dieses Volkes, wel-

ches fast zu gar nichts geschickt war, herrühr-te, konnte niemals zur Vollkommenheit gebracht werden, weil man niemals alte Armeen hatte, und weil man den Menschen nicht Zeit genug ließ, etwas vollkommen zu machen.

Selten kam eine Armee aus den Händen eines Consuls in die Hände eines andern, noch seltener behielt der, welcher Befehlshaber der Legionen war, das Commando über dieselben bis zur Niederlegung seines Amts. Dieses war für die Erhaltung der Republic bewundernswürdig, allein der Errichtung einer guten Armee war es desto schädlicher. Daß dieses Volk wegen seiner Freyheit sehr besorgt war, siehet man daraus, daß nach der Niederlage bey Transimene, wo man sich gezwungen sahe einen Dictator zu machen, Fabius kaum dem Ungestüm Hannibals durch sein kluges Verhalten Einhalt gethan hatte, als man ihm Burgemeister an die Seite sezte. Man hatte von der Wuth Hannibals alles zu befürchten, von der Mäßigung des Fabius aber nichts zu besorgen, dem ohnerachtet vergaß man aus Furcht für ein entferntes Uebel die gegenwärtige Noth, so dringend sie auch war.

Es ist wahr, daß die beyden Burgemeister in diesem Kriege sich sehr klug verhielten, und sie richteten den Hannibal unvermerkt zu Grun-

de,

de, so wie sie die Republik wieder herstellten, als man aus eben dieser Ursache den Terentius Varro, einen von Vorurtheilen eingenommenen und unwissenden Mann an ihre Stelle setzte, welcher die Schlacht bey Cannas lieferte, und sie verlohr, welcher die Römer in ein solches Unglück stürzte, daß ihre Tapferkeit, so ausserordentlich sie damals war, sie weniger retten konnte, als die Nachläßigkeit des Hannibal.

Es war noch eine andere Schwürigkeit, welche verhinderte den Armeen allemal solche Feldherren zu geben, welche am fähigsten waren, sie zu commandiren, nemlich die Uneinigkeit des Senats mit dem Volke. Das Volk wollte es nicht zugeben, daß beyde Burgemeister Patricier wären; und der Rath konnte es durchaus nicht leiden, wenn man diese oberste Würde mit Leuten von niedriger Geburt besetzte. Ein Consul, der seine Wahl dem Volke zu verdanken hatte, war auch ein Liebling desselben, und er gab sich alle Mühe, ihnen gefällig zu seyn, da hingegen derjenige, welchen man seiner Verdienste wegen gewählt hatte, oft ausgeschlossen wurde, entweder vom Volk, wenn er ein Patricier war, oder durch die List und Kunstgriffe der Senatoren, wenn er nicht von ihrem Stande war. Bey den Armeen der

Macedonier war es hierinnen ganz anders, wo die Befehlshaber und die Soldaten seit undenklichen Zeiten bey einander gewesen waren. Das alte Chor des Philippus wurde gleichsam verneuert, und von Zeit zu Zeit, nach dem es die Nothwendigkeit erforderte, vom Alexander verstärket. Hier war die Tapferkeit der Reuterey an Standhaftigkeit der Infanterie gleich, welche man selbst den römischen Legionen vorziehen konnte, so, daß in dem Kriege des Pyrrhus die Legionen der Römer gegen einige elende zusammen gerafften Brigaden der Macedonier nicht stehen wollten. Da war man in der Kunst Krieg zu führen, sowohl bey Belagerungen als auch im Felde gleich, stark. Niemals hat eine Armee mit so vielen Feinden zu thun gehabt, niemals hatte sie so viel verschiedene Gegenden gesehen, als die macedonische. Wenn die Verschiedenheit der Länder, in welchen man Krieg führet, und die Verschiedenheit der Nationen, welche man sich unterwirft, die Kriegserfahrenheit erweitern können, wie konnten die Römer mit den Macedoniern in Vergleichung gesetzt werden, sie, die niemals aus Italien gekommen waren, und keine andern Feinde, als die kleinen benachbarten Völker um ihre Republik gesehn hatten? In der Kriegszucht hatten sie es hoch

gebracht,

gebracht, allein ihre Wissenschaft war mittelmäßig.

Selbst in der Zeit, da die Republik mächtiger geworden, war es ihr ohnmöglich, Siege davon zu tragen, wenn sie es wagte, gegen erfahrne Generals zu fechten. Pyrrhus besiegte sie durch seine Kriegserfahrenheit. Dieses bewog den Fabricius zu sagen, daß die Epirier die Römer nicht überwunden hätten, sondern daß der Burgemeister von dem Könige der Epirier sey überwunden worden.

In dem ersten Charthagischen Kriege überwand Regulus die Charthaginenser in so vielen Schlachten, daß man sie schon als Zinßbare der Römer betrachtete. Man dachte schon darauf, ihnen die Friedensbedingungen recht unerträglich zu machen, als ein Lacedemonier Namens Xantipp mit einigen Hülfstruppen ankam. Der Grieche, ein tapfrer und erfahrner Mann, unterrichtete sich von den Gewohnheiten der Carthaginenser, welche sie in ihren Kriegen beobachteten, und von dem Verfahren der Römer. Als er sich hiervon hinlänglich belehret hatte, fand er beyde im Kriege sehr unerfahren. Und da dieses der Stoff zu den Unterredungen der Soldaten war, erscholl das Gerücht hiervon bis in den Senat zu Charthago, wie wenig dieser Lacedemonier ihre

Feinde achtete. Die Obrigkeit war begierig, ihn zu hören, und Xantipp versprach ihnen, nachdem er ihnen ihre begangenen Fehler gezeigt, die Römer zu besiegen, wenn sie ihn zum Oberhaupt ihrer Truppen machen wollten.

Wenn wir so unglücklich sind, alle Hoffnung, uns zu retten, verlohren zu haben, so hat man zu einem andern mehr Zutrauen als zu sich selbst. So gab auch hier die verdrüßliche Eifersucht auf die Verdienste der Fremden der dringenden Nothwendigkeit nach, und die Mächtigsten, welche ihren Untergang gegenwärtig sahen, überliessen sich der Fähigkeit Xantipps ohne Neid. Ich würde, anstatt ein Beyspiel anzuführen, eine Geschichte schreiben, wenn ich weitläuftiger seyn wollte. Ich will nur dieses anführen, daß Xantipp, nachdem ihm das Commando anvertrauet worden, bey der Armee der Charthaginenser eine grosse Aenderung vornahm. Er wuste sich die Unwissenheit der Römer so wohl zu Nutze zu machen, daß er einen der größten Siege, der jemals erfochten worden, über sie erhielt. Als die Charthaginenser nun ausser Gefahr waren, schämten sie sich, daß sie ihre Rettung einem Fremden zu verdanken haben sollten, sie nahmen ihre natürliche Treulosigkeit wieder an,

und schaften den von sich, welcher sie von den Römern errettet hatte. Man weiß nicht gewiß, ob sie ihn sterben liesen, oder ob er glücklich genug war, ihnen zu entgehen. Allein das ist gewiß, daß, weil er nicht mehr an der Spitze ihrer Truppen war, die Römer ihre vorige Herrschaft leicht wieder über sie erhielten.

Will man bis zum zweyten Punischen Kriege gehen, so wird man finden, daß die grossen Vortheile, welche Hannibal über die Römer erhielt, ihren Grund in der Fähigkeit des einen, und in der Unwissenheit der andern hatten. Und wenn er seinen Soldaten Muth einsprechen wollte, sagte er ihnen niemals, daß es dem Feinde an Tapferkeit und an Standhaftigkeit fehle, den sie bewiesen das Gegentheil mehr als zu oft; sondern er versicherte sie, daß sie es mit Feinden zu thun hätten, welche in der Kriegskunst sehr unerfahren wären.

Es ist mit dieser Wissenschaft wie mit den Künsten und der Höflichkeit, sie gehet von einer Nation zur andern, und herrschet zu verschiedenen Zeiten, und in verschiedenen Gegenden. Jedermann weiß, daß sie bey den Griechen auf einen hohen Gipfel gestiegen war, Philippus erhob sie, und sie erreich-

te endlich unter dem Alexander ihrem höchsten Gipfel, der seine Vorfahren weit übertraf. Sie blieb noch bey seinen Nachfolgern; Hannibal brachte sie zu den Charthaginensern, und so eitel die Römer waren, so haben sie sie durch ihre Niederlagen, durch die Bemerkungen ihrer Fehler, und durch die Beobachtungen über das Verfahren ihrer Feinde erst von ihm gelernet.

Man wird dieses leicht glauben, wenn man betrachtet, daß die Römer dem Hannibal nicht widerstehen konnten, ob sie gleich tapfer waren; denn die Tapfersten waren in der Schlacht geblieben. Man sahe sich genöthiget auch Sklaven zu bewaffnen, wodurch freylich ganz neue Armeen entstanden. Es ist wahr, daß die Tapferkeit der Römer ihren Feinden viel zu schaffen machte, allein nur erst alsdenn, da die Burgemeister mehr Erfahrenheit hatten, und die Römer die Kunst zu kriegen besser verstanden.

Fünfter Abschnitt,

Das Genie der Römer zu der Zeit, da Pyrrhus sie bekriegte.

Meine Absicht ist nicht, mich hier über die Kriege der Römer auszubreiten, ich würde mich zu weit von dem Zweck, den ich mir vorgesetzt habe, entfernen. Allein mich deucht, um das Genie der Zeiten zu kennen, muß man die Völker in den Händeln beobachten, die sie gethan haben. Und so wie die Händel des Krieges ohne Zweifel die merkwürdigsten sind, so müssen die Menschen hierauf ein besonderes Augenmerk richten, weil hier ihre Denkungsart, ihre guten und bösen Eigenschaften sich am besten offenbahren.

Im Anfange der Republik hatte das römische Volk, wie ich schon an einem andern Orte gesagt habe, etwas Wildes an sich. Diese wilde Gemüths-Art artete in eine gewisse Härte aus. Man machte eine Tugend daraus, welche von der Höflichkeit, und von dem Angenehmen in den Sitten weit entfernt, und dem mindesten Anschein von Verdorbenheit ganz entgegen gesetzt war. Dieses waren die Sitten der Römer, als Pyrrhus nach Italien den Fienziern zu Hülfe kam. Die

Wissenschaft des Krieges war bey ihnen mittelmäßig, und von andern Sachen wuste man fast gar nichts. Die Künste wurden vernachläßigt. Die vornehmsten waren ganz unbekannt, und von den andern hatten sie nur eine sehr unausgebildete Känntniß. Es fehlte an Erfindung, und man wuste keine Art zu unterrichten. Allein man beobachtete eine gute Ordnung, und eine genaue Zucht, man hatte einen bewundernswürdigen Muth, und man war gegen die Feinde billiger, als gegen die Bürger selbst. Die Gerechtigkeit, die Redlichkeit, die Unschuld waren ganz gemeine Tugenden. Man kannte die Reichthümer schon, und man bestrafte den Gebrauch derselben bey den Privatpersonen. Die Uneinnützigkeit gieng bis bis zur Ausschweifung, jedermann machte sich eine Pflicht daraus, seinen eigenen Vortheil zu verabsäumen, um für den Staat zu sorgen, für welchen sich alle beeiferten.

Nachdem ich von diesen Tugenden geredet, muß ich auf die Handlungen kommen, welche sie kenntbar machten. Ein Prinz wird als ein ehrlicher Mann geachtet, welcher, wenn er seine Macht einer andern Macht entgegen setzt, nur öffentliche und erlaubte Mittel anwendet, um sich von einem furchtbaren Feinde zu befreyen. Allein wenn wir zur Erhaltung

haltung derer verbunden wären, welche uns verderben wollen, wenn wir sie für Fallstricke sichern wollten, die ihnen von andern gestellt worden, wenn wir sie von einer innerlichen Verrätherey retten wollten; dieß wäre die Wirkung einer Großmuth, von welcher man noch nie ein Beyspiel gesehen hat.

Man versetze sich aber in den Zeitpunkt, von welchem ich zu reden habe. Die Römer waren von Pyrrhus geschlagen worden, und in einem so kritischen Zustande, wo sie nicht wusten, ob sie sich wieder erholen, oder ob sie der Macht der Feinde unter zu liegen genöthiget seyn würden, hatten sie den Untergang dieses Prinzen in ihren Händen, wovon sie folgenden Gebrauch machten.

Ein Arzt auf welchen Pyrrhus ein Zutrauen gesetzt hatte, kam zum Fabricius, und erbot sich, ihn mit Gift hinzurichten, wenn man ihm eine diesem Dienste angemessene Belohnung geben würde. Fabricius ganz erschrocken und voll Erstaunen über ein solches Verbrechen gab dem Senat hiervon Nachricht, welcher eine solche schwarze Handlung eben so wohl verabscheuete, als der Burgemeister. Man trug kein Bedenken sie dem Pyrrhus bekannt zu machen, und ihn zu erinnern, seiner Person sorgfältig wahrzunehmen,

men, man fügte aber hinzu, daß das römische Volk durch seine eigene Waffen überwinden, und keinen Feind durch die Verrätherey der Seinigen besiegen wollte.

Pyrrhus entweder durch diese Gefälligkeit gerührt, oder über diese grosse Herzhaftigkeit in Bewunderung gesetzt, war nun noch einmal so sehr, als vorher geneigt, Frieden zu machen. Und um die Römer desto leichter dazu zu bewegen, schickte er ihnen zwey hundert Gefangene ohnentgeltlich zurück. Er ließ sowohl den Männern als dem Frauenzimmer beträchtliche Geschenke anbieten, und unterließ unter dem Schein der Dankbarkeit nichts, sie zu bestechen. Die Römer, welche, nur durch die Tugend bewogen, den Pyrrhus erhalten hatten, wolten nicht das mindeste annehmen, was nur einigen Anschein einer Vergeltung hatte. Sie schickten ihm also eine gleiche Anzahl von Gefangenen zurück, die Geschenke wurden sowohl von dem einen als dem andern Geschlecht ausgeschlagen, und man ließ ihm zur Antwort zurück sagen, daß man keinen Frieden annehmen würde, wenn er nicht Italien verliesse.

Unter einer so grossen Menge von tugendhaften Handlungen, welche damals ausgeübt

geübt wurden, bewundert man unter andern die grosse Uneigennützigkeit des Fabricius und des Curius, welche sich in eine freywillige Armuth begaben. Man würde ungerecht mit ihnen verfahren, wenn man sie hier tadeln wollte.

Man muß allemal erwegen, daß dieses mehr eine Eigenschaft der damaligen Zeit, als eine besondere Tugend dieser beyden Männer war. Und da man würklich die Reichthümer mit öffentlicher Schande bestrafte, und die Armuth mit Ehre belohnte, so war es deucht mich, eine Kunst, arm zu seyn zu wissen. Hierdurch erhob man sich zu den vorzüglichsten Ehrenstellen des Staats, wo man, wenn man mit einem grossen Ansehen bekleidet war, mehr Mäßigung als Gedult nöthig hatte. Ich kann eine Armuth, welche von der ganzen Welt geehrt wurde, nicht beklagen, es fehlt ihr an nichts, als an solchen Sachen, welche unser Eigennutz oder unsre Wollust zu Nothwendigkeiten machen. Diese Art von Mangel ist mit vielen Vergnügen verbunden, durch das, was man seinen Sinnen entziehet, gewöhnt man den Geist zu einem erhabenen Genuß.

Allein, wer weiß, ob nicht Fabricius seiner Neigung folgte? Es giebt Menschen, welche viel Unbequemlichkeit in der Menge

und in der Verschiedenheit überflüßiger Sachen finden, welche andere in Ruhe und mit Vergnügen geniessen würden. Indessen bewundern die falschen Kenner eine scheinbare Mäßigung, wenn eine richtige Beurtheilungskraft einen sehr geringen Verstand, oder doch wenige Thätigkeit dieser trägen Seelen entdeckt. Diese Leute entfernten dadurch, daß sie sich mit wenigem begnügten, weniger Vergnügungen als Kummer von sich. Ich sage noch mehr, wenn es keine Schande ist, arm zu seyn, so entbehren wir in der Armuth weniger Annehmlichkeiten des Lebens, als wenn wir in den Reichthümern prächtig leben. Glaubt man, daß sich ein Frommer in einem unglückseeligen Zustande befinde, wenn man ihm in seinem Orden, und in dem Ansehn, daß er vor der Welt hat, betrachtet? Er gelobet eine Armuth, welche ihn von tausend Sorgen befreyet, und ihm nichts zu verlangen übrig läßt, als was mit seiner Lebensart überein stimmt. Die, welche in Pracht leben, sind die wahrhaftig Armen, sie suchen von allen Seiten mit Unruh und mit Kummer Geld, um die Vergnügungen anderer zu unterhalten. Und indem sie ihren Ueberfluß darreichen, den andere mehr, als sie, geniessen, empfinden sie in geheim ihren Mangel mit ihren Frauen und Kindern,

sowohl

sowohl durch die Unverschämtheit ihrer Glaubiger, welche sie quälen, als auch durch den schlechten Zustand ihrer häußlichen Angelegenheiten, welche sie dem Untergange entgegen eilen sehen.

Wir wollen zu den Römern zurück kehren, von welchen wir uns unvermerkt entfernt haben. Bewundere, wer da will, die Armuth des Fabricius, ich lobe seine Klugheit, und finde ihn darinn sehr vorsichtig, daß er weiter nichts, als ein silbernes Salzfaß hatte, um sich Credit zu erwerben, einen Mann aus dem Senat zu vertreiben, welcher zweymal Bürgermeister gewesen, im Triumph eingezogen, und Diktator gewesen war, weil man bey ihm einige Mark mehr fand. Ausserdem, daß dieses eine Gewohnheit der Zeit war, so kannte man kein anderes wahres Interesse, als das Interesse des Staats.

Die Menschen haben aus Privat-Interesse die Gesellschaft errichtet, sie suchten in der Gesellschaft ein angenehmeres und sicherer Leben, als das war, welches sie in der Einsamkeit führten. So lange sie daselbst nicht allein die Bequemlichkeit, sondern auch Ehre und Macht finden, werden sie da nicht besser thun, wenn sie sich ganz dem Staat widmen, von welchen sie so viel Vortheile hatten, als

wenn sie in einer trägen Einsamkeit ihr Leben beschliessen?

Wenn wir nur gedungen sind, einer Gesellschaft zu dienen, die wir bald verlassen müssen, so wären wir in der That unsinnig, wenn wir uns um derselben willen ganz aufopferten. Allein, Leute die mit Leidenschaft vor einen dankbaren Staat arbeiten, welcher eben so viel Sorgfalt für sie anwendet, als sie für ihn haben, scheinen mir in der That sehr vernünftig zu handeln.

Ich stelle mir Rom in diesem Zeitpunkte als ein wahrhaftes Kloster für, wo ein jeder sich seines Eigenthums begiebet, um ein ander Guth in dem Orden zu finden. Allein diese Denkungsart kann nur in kleinen Staaten bestehen. In den grossen Staaten sieht man allen Anschein von Armuth mit Verachtung an; und es ist viel, wenn man daselbst nicht den bösen Gebrauch der Reichthümer billigt. Wenn Fabricius zu der Zeit gelebt hätte, da die Republik groß war, so würde er entweder seine Sitten geändert haben, oder er würde seinem Vaterlande unnütz geworden seyn. Und wenn die redlichen Männer in der folgenden Zeit wie Fabricius gedacht hätten, so würden sie entweder ihren guten Charakter unangenehm gemacht haben, oder sie würden

als verdorbene Bürger aus dem Senat seyn verjagt worden.

Nachdem ich von den Römern geredet habe, so ist es billig, daß ich ein wenig von dem Pyrrhus rede, welcher hier so eine wichtige Rolle spielt.

Er war der größte Soldat seiner Zeit, selbst nach dem Urtheil des Hannibal, welcher ihm unmittelbar nach dem Alexander den ersten Rang giebt, und ihn aus einer scheinbaren Bescheidenheit weit über sich erhebt. Er verband eine Feinheit in Unterhandlungen mit der Kriegswissenschaft; allein er konnte niemals einen vortheilhaften Gebrauch davon machen. Wenn er Schlachten zu gewinnen wuste, so fehlte ihm der Krieg; wenn er die Völker in sein Bindniß zog, so konnte er sie darinn nicht schützen. Diese zu unrechter Zeit angewendeten schönen Eigenschaften verdarben eine Arbeit nach der andern.

Wenn er seine Macht mit glücklichen Erfolg angewendet hatte, so dachte er sogleich an Unterhandlungen, und er hielt selbst seine Unternehmungen auf, gleich als wenn er mit seinen Feinden ein Verständniß hätte. Hatte er die Neigung eines Volks gewonnen, so war sein erster Gedanke, es unterwürfig zu machen. Daher kam es, daß er seine Freunde verlohr,

ohne seine Feinde zu gewinnen. Denn die Ueberwundenen nahmen den Geist der Ueberwinder an, und schlugen den Frieden aus, den man ihnen anbot, und diese zogen nicht nur ihre Hülfe zurück, sondern sie suchten sich auch von einem Bundsgenossen loß zu machen, welcher sich als einen würklichen Oberherrn gegen sie bezeigte.

Ein so ausserordentliches Verfahren muß man theils dem Naturel des Pyrrhus, theils dem verschiedenen Interesse seiner Minister zuschreiben. Es befanden sich zwey Männer bey ihm, deren Rath er vor andern sich bediente, Cineas und Milo. Cineas beredt, geistreich, geschickt, fein in den Unterhandlungen brachte ihm allemal Gedanken des Friedens bey, so oft es auf den Krieg ankam. Und wenn die ehrgeitzige Neigung des Pyrrhus seinen Gründen kein Gehör gab, so erwartete er geduldig die Schwürigkeiten, er schonte der ersten Empfindungen seines Herrn, und lenkte seinen Geist zum Frieden, um das Ruder des Staats in seine Hände zu spielen.

Milo war ein im Kriege erfahrner Mann, welcher alles durch Gewalt zu betreiben suchte. Er unterließ nichts, die Friedenstractaten zu verhindern, oder zu unterbrechen. Er rieth allemal zu dem, was den mehresten

Schwürigkeiten unterworfen war, und wenn man keine feindliche Nationen überwinden konnte, so rieth er, sich allenfalls die Bundsgenossen zu unterwerfen.

Dieses war die Art, nach welcher Pyrrhus verfuhr, wenigstens scheinen uns dieses alle Umstände zu versichern. Man könnte zu seiner Entschuldigung sagen, daß er sich an Nationen wagte, deren Macht die seinige weit übertraf. Man könnte sagen, daß er die Schlachten durch seine Tapferkeit gewonnen habe, daß aber ein so schwacher und kleiner Staat, wie der seinige war, ihm nicht erlaubte, einen langen Krieg auszuhalten. Man mag ihn entweder nach seinen persönlichen Eigenschaften, oder seinen Handlungen nach betrachten, so war er ein bewundernswürdiger Prinz, der keinem aus dem Alterthume etwas nachgiebt. Betrachtet man den Ausgang seiner Unternehmungen im ganzen, und das Ende der Händel, die er entsponnen hatte, so wird er oft sehr unerfahren scheinen, und viel von seinem Ruhme verliehren. Er nahm würklich Macedonien ein, aber er wurde bald wieder daraus vertrieben. Er war in Italien anfangs glücklich, er sahe sich aber genöthiget, es zu verlassen, und alle seine erfochtenen Sie-

ge waren vergebens. Er war Herr von Sicilien, aber er war es nur auf eine kurze Zeit, denn er konnte es nicht behaupten.

Sechster Abschnitt,

Von dem ersten punischen Kriege.

Der Krieg des Pyrrhus öfnete den Römern die Augen, und flößte ihnen Empfindungen ein, die sie vorher nicht gehabt hatten. In Wahrheit, sie fingen diesen Krieg mit viel Stolz, Verwegenheit und Unwissenheit an; allein sie hielten ihn mit vieler Tapferkeit aus. Und da sie bey einem erfahrnen Feinde viel Neues sahen, wurden sie ohne Zweifel eifriger und erleuchteter, als sie zuvor gewesen waren. Sie fanden das Geheimniß, sich für die Elephanten zu bewahren, welche in dem ersten Treffen ihre Legionen in Unordnung gebracht hatten. Sie lernten die Ebenen vermeiden, und suchten gegen eine Reuterey, welche sie zur Unzeit verachtet hatten, vortheilhafte Gegenden. Sie lernten endlich vom Pyrrhus die Kunst, ein Lager aufzuschlagen. Die Ordnung die er hier beobachtete, war eben so bewunderns=

wunderswürdig als die Unordnung, mit welcher die Römer campirten, tadelnswürdig war. Was die Dinge anbetrift, die einzig für den Verstand gehören, so gefiel ihnen die Beredtsamkeit des Cineas, und sein angenehmer Anstand, ob gleich der alte Appius ihn durch seine Rede aus Rom verbannet hatte.

Die dargebotenen Geschenke, ob sie gleich ausgeschlagen wurden, erwarben dem doch Hochachtung, der sie zu geben im Stande war; und Curius, der wegen seiner uneigennützigen Tugend so sehr geehrt wurde, wurde es noch mehr, als er bey seinem Triumphe Gold, Silber, Gemählde und Statuen aufzeigen konnte. Man erkannte damals, daß es anderwärts vortreflichere Sachen gäbe, als in Italien.

So brachten neue Begriffe eine neue Denkungsart hervor. Und das römische Volk, von einer unbekannten Pracht gerührt, verlohr seine alten Neigungen, woran die Gewohnheit arm zu seyn nicht weniger Antheil hatte, als die Tugend.

Die Neubegierde erwachte in den Bürgern. Das Herz fühlte voll Rührung der Schönheit die Gegenstände, die die Augen mit so viel Vergnügen erblickten. Sie legten ihre Bewegungen deutlich genug an den Tag, und es entstand bey ihnen ein würkliches Ver-

langen nach den Schönheiten, die andere Länder besassen. Einige Privatpersonen behielten noch die alte Mäßigkeit bey, wie es nachher, und auch in den Zeiten, da der Staat in dem verdorbensten Zustande war, geschehen ist. Allein endlich entstand eine allgemeine Lust, übers Meer zu gehen, und sich in den Gegenden fest zu setzen, in welchen Pyrrhus so viel Reichthümer zu finden gewust hatte. Dieses ist der eigentliche Ursprung des ersten Charthaginensischen Krieges. Die den Tarentinern versprochne Hülfe war der Vorwand, allein die Eroberung Siciliens war die wahre Absicht.

Nachdem ich gesagt, wodurch die Römer zu diesem Kriege bewogen worden, so muß ich auch in wenig Worten zeigen, welches damals ihr Genie war. Ihre vorzüglichsten Eigenschaften waren damals meiner Meinung nach der Muth und die Standhaftigkeit, die schwersten Dinge zu unternehmen, und sich durch keine Gefahr, durch keinen Verlust abschrecken zu lassen. Uebrigens waren ihnen die Charthaginenser ausserordentlich überlegen, theils an Lebhaftigkeit, an Erfahrung im Seewesen, theils an Reichthümer, welche ihnen die Handlung mit der ganzen Welt verschafte, da die

sehr

sehr armen Römer sich in dem Kriege mit Pyrrhus erschöpft hatten.

Die Wahrheit zu sagen, ihre Tapferkeit war ihnen alles. Ein guter Fortgang reitzte sie zu einer grössern Unternehmung, und ein verdrüßlicher Zufall erhitzte sie nur noch mehr. Eine solche Standhaftigkeit hatten die Carthaginenser nicht. Das Glück machte sie unachtsam, und das Unglück schlug sie nieder. Ausser den verschiedenen Neigungen dieser beyden Völker, trug die verschiednc Verfassung ihrer Staaten viel zum Siege der Römer bey. Charthago war auf die Handlung, und Rom auf die Waffen gegründet. Die eine Nation bediente sich der Fremden zu ihren Kriegern, und der Bürger zu ihrer Handlung. Die andere machte aus den Bürgern der ganzen Welt sowohl, als aus ihren eigenen, Soldaten. Die Römer lebten nur für den Krieg, selbst die, welche nicht mit zu Felde giengen, wenn sie entweder im Kriege schon ausgedient hatten, oder noch zu jung waren die Waffen zu tragen.

Zu Carthago verlangte man, mit so einem geringen Uebel man auch bedrohet wurde, allemal den Frieden, um sich die Fremden vom Halse zu schaffen, und wieder zur Handlung zurück zu kehren. Man kann hier noch diesen

Unterschied hinzufügen, daß die Carthaginenser nichts grosses gethan haben, als nur durch Hülfe der Privatpersonen, da hingegen das römische Volk oft das wieder hergestellt hat, was die Unbedachtsamkeit oder die Niederträchtigkeit seiner Generale verdorben hatte.

Wenn man alles dieses erweget, so darf man sich nicht wundern, daß die Römer Sieger geblieben sind; denn sie besassen die Haupteigenschaften, welche ein Volk zum Herrn über das andere machen kann.

So wie die Begierde nach Reichthümern den Römern Lust gemacht hatte, Sicilien zu erobern, so machte die Eroberung von Sicilien sie geneigt, die Schätze zu geniessen, die sie sich erworben hatten.

Der Friede mit den Chartaginensern nach diesem harten Kriege, flößte ihnen den Geist der Ruhe ein, und durch die Ruhe entstand in ihnen der Geschmack an den Wollüsten. Hier war es, daß die Römer die ersten Schauspiele einführten, und hier sahe man unter ihnen die ersten Ausbrüche der Pracht. Man fieng an, den Schauspielen neugierig beyzuwohnen, und für die Vergnügungen besorgt zu seyn.

Die Processe, so sehr sie auch die Freude hindern, vermehrten sich, jedermann nahm

zu

zu der öffentlichen Gerechtigkeit seine Zuflucht, jemehr die Gerechtigkeit unter den Privatpersonen verschwand.

Die Unmäßigkeit führte neue Krankheiten herzu, uud die Aerzte wurden geordnet, Uebel zu heilen, gegen welche zuvor die Mässigkeit die Römer beschützt hatte.

Der Geiz erregte kleine Kriege, die Schwachheit ließ grosse befürchten. Wenn die Nothwendigkeit erforderte, einen Krieg anzufangen, so fing man ihn mit Verdruß an, und endigte ihn mit Vergnügen.

Man forderte von den Charthaginensern Geld, welches sie nicht schuldig waren, wenn sie mit ihren Rebellen zu thun hatten; und man wendete alle mögliche Vorsicht von der Welt an, um mit ihnen nicht zu brechen, wenn sie mit ihren Feinden wieder ausgesöhnt waren.

So rührten bald Beleidigungen, bald Achtung allemal von einem bösen Willen oder von der Furcht her. Und man kann mit Gewißheit sagen, daß die Römer weder als Freunde noch als Feinde zu leben wusten. Denn sie beleidigten die Chartaginenser, und liessen ihnen wieder Genugthuung wiederfahren. Sie gaben ihnen Gelegenheit genug zu einen

einem neuen Kriege, und sie waren doch in Furcht durch denselben alles wieder zu verliehren.

Ein so schwankendes Verfahren verwandelte sich bald in eine wahre Trägheit, und sie liessen die Sagoniter mit so viel Schande sterben, daß ihre Abgesandten nach dem Untergange dieses elenden Volks, bey den Spaniern und Galliern auf eine sehr unwürdige Art behandelt wurden.

Die Verachtung der Nationen, von welchen sie beleidiget worden, erweckte sie aus ihrer Schlafsucht, und der Uebergang des Hannibal nach Italien gab ihnen ihre vorige Lebhaftigkeit wieder. Sie setzten den Krieg einige Zeit mit vieler Unwissenheit und grossem Muthe fort; hernach aber auch mit viel Wissenschaft und wenig Entschliessung.

Endlich wurde ihnen nach der verlohrnen Schlacht bey Cannas ihre Tapferkeit wieder gegeben, und diese neue Tapferkeit erhob sie gleichsam über sich selbst hinweg.

Siebender Abschnitt,
Von dem zweyten punischen Kriege.

Um die Republic in ihrer ganzen Tapferkeit zu sehen, muß man sie im zweyten Charthagi-

thaginensischen Kriege betrachten. Sie hatte vorher mehr Rauigkeit, nachher aber mehr Grösse. Niemals ein so wahres Verdienst. In den übrigen grossen Gefahren, in welchen sie sich befand, hatte sie ihre Rettung der Unerschrockenheit, der Tapferkeit, und der Geschicklichkeit einzelner Bürger zu verdanken. Vielleicht würde ohne Brutus in Rom keine Republik gewesen seyn. Wenn Manlius das Capitol nicht vertheidiget hätte, wenn Camill ihm nicht zu Hülfe gekommen wäre, so würden vielleicht die Römer unter die Knechtschaft der Gallier gefallen seyn.

Allein hier ist das römische Volk von dem römischen Volke unterstützt worden, hier hat das allgemeine Genie der Nation die Nation erhalten, hier hat die Ordnung, die Standhaftigkeit, die allgemeine Verschwörung für das Wohl des Staats, Rom von dem Untergange gerettet, worin es durch die Fehler und Thorheiten seiner Generale gerathen war.

Nach der Schlacht bey Cannas, wo ein jeder anderer Staat seinem widrigen Schicksal würde untergelegen haben, war nicht eine Bewegung von Schwachheit unter dem Volke anzutreffen, nicht ein Gedanke, welcher nicht auf das Wohl der Republik gerichtet war. Alle Ordnungen, alle Stände opferten ihr Vermögen

gen willig auf. Die Römer brachten mit Vergnügen alles herbey, was ihnen am kostbarsten war, und behielten mit Verdruß, was sie zu ihrem Gebrauch nöthig hatten. Sie hielten es vor eine Ehre, so wenig als möglich war, zu behalten, und sie glaubten, daß es ihnen Schande mache viel in ihren Häusern zu lassen. Wenn obrigkeitliche Personen zu wählen waren, so bediente sich, die mehrentheils von sich selbst eingenommene Jugend, mit vieler Lehrbegierde des klugen Raths der ältern, um mit desto mehrerer Behutsamkeit ihre Stimmen zu geben.

Wenn es an alten Soldaten fehlte, so gab man den Sclaven die Freyheit, um neue Soldaten aus ihnen zu machen. Und diese Sclaven, da sie Römer geworden waren, wurden von dem Geiste ihrer Herren beseelt, um mit ihnen gleiche Freyheit zu vertheidigen. Dies ist der grosse Muth, der alle andere Eigenschaften übertrift, so schön sie auch seyn mögen. In einer augenscheinlichen Gefahr, wo man keine Rettung sieht, ist es sehr schwer gute Entschliessungen zu fassen. Nur die Eigennützigsten verwenden da alle ihre Künste zum Besten des Staats, weil sie befürchten müssen, zugleich mit dem Staate zu verderben.

Es ist vielleicht niemals geschehen, daß man bey so dringenden Gefahren von aussen eben so, wie von innen besorgt gewesen ist; und ich finde bey den Römern nichts so bewundernswürdig, als sie mit eben der Sorgfalt Truppen nach Sicilien und nach Spanien schicken zu sehen, als sie sie wider den Hannibal schickten.

Bey so vielfältigen Verlust, von Menschen und Gelde entblößt, theilten sie ihre letzten Kräfte zwischen der Vertheidigung Roms, und zwischen der Erhaltung ihrer eroberten Länder.

Ein so großmüthiges Volk wollte lieber ganz untergehen, als sein Ansehen verliehren, und hielt es für gleichgültig, nicht mehr zu seyn, wenn es nicht mehr über andere herrschen sollte.

Ob es gleich allemal vortheilhaft ist, sich zu erhalten, so rechne ich es nichts destoweniger unter die vorzüglichsten Vortheile der Römer, daß sie ihr Glück ihrer Standhaftigkeit, und der Grösse ihres Muths zu verdanken hatten.

Dieses war noch ein Glück für sie, daß sie seit dem Kriege mit Pyrrhus ihre Neigung geändert hatten, daß sie diese so ausserordentliche Uneigennützigkeit, und diese stolze Armuth,

Armuth, von welcher ich geredt habe, verlassen hatten. Ausserdem würde man in Rom kein Mittel gefunden haben, sich zu erhalten.

Die Bürger hatten eben sowol Vermögen als Eifer nöthig, um der Republik zu helfen. Wenn sie ihren Alliirten nicht zu Hülfe geeilet, würden sie nicht verlassen worden seyn. Die Unterredung des Consul, welche bey den Abgeordneten von Capua Mitleiden zu erregen suchte, reitzte sie nur zur Untreue. Der Senat, weit klüger, nahm ein ganz entgegen gesetztes Bezeigen an, er schickte den Alliirten, welche es benöthiget waren, Mannschaft und Lebensmittel; und von aller der Hülfe, welche ihm die Neapolitaner anboten, nahm er nichts, als Getraide gegen baare Bezahlung an.

Keine Republik zeigte mehr Standhaftigkeit und Vernunft als die römische. Charthago anstatt Rom zu verderben, thät alles was demselben nützlich war.

Indem man einem Bürgermeister, der geflohen war, dankte, daß er nicht an dem Schicksal der Republik verzweifelt hatte, klagte man zu Charthago den siegenden Hannibal an. Hanno konnte ihm die Vortheile eines Krieges nicht vergeben, den er ihm wiederrathen

then hatte. Eifersüchtiger auf die Ehre seiner Meynung, als auf das Wohl des Staats; ein grösserer Feind des Generals der Charthaginenser, als der Römer, unterließ er nichts, das Glück zu hindern, das man haben konnte, oder das zu zernichten, welches man gehabt hatte. Man würde den Hanno für einen Alliirten des römischen Volks gehalten haben, welcher den Hannibal als einen allgemeinen Feind betrachtete. Wenn dieser zur Unterhaltung der Armee Mannschaft und Geld verlangte, so sagte Hanno: Hannibal hat gesiegt, und er verlangt doch unsern Beystand, was würde er nicht fordern, wenn er die Schlacht verlohren hätte?

Nein, nein, meine Herren, entweder er ist ein Betrüger, der uns durch falsche Neuigkeiten hintergehet, oder ein allgemeiner Räuber, welcher sich die Beute der Römer, und die Vortheile des Krieges zueignet. Diese Widersprüche verzögerten wenigstens den verlangten Beystand, wenn sie ihn gleich nicht ganz zu entziehen vermögend waren. Man setzte das langsam ins Werk, was mit vielen Schwürigkeiten beschlossen wurde. Die angeworbenen Truppen, wenn sie auch in Bereitschaft standen, musten lange Zeit auf den Befehl zum Abmarsch warten. Wenn sie unter

Weges waren, befahl man ihnen sich in Spanien aufzuhalten, anstatt daß man sie gleich nach Italien hätte sollen gehen lassen. Sie kamen also fast niemalen an, und wenn Hannibal sie erhielt, welches ein Wunder war, so erhielt er sie geschwächt, in schlechten Zustande, und ausser der Zeit.

Dieser General, welcher fast allezeit ohne Lebensmittel und ohne Geld war, muste schlechterdings bey allen seinen Unternehmungen glücklich seyn. Zu wem hätte er seine Zuflucht nehmen sollen, wenn er unglücklich gewesen wäre? da sein ausserordentlich Glück ihm viel Verdruß machte, so daß er oft nicht wuste, wovon er so verschiedene Völker unterhalten sollte, welche mehr von ihm, als von der Republic abhiengen.

Um Menschen von so verschiedener Gemüthsart im Zaume zu halten, fügte er zu seiner natürlichen Ernsthaftigkeit noch eine angenommene Grausamkeit hinzu, welche machte, daß er von einigen gefürchtet wurde, indem er von andern wegen seiner Tapferkeit verehret wurde. Er übte in der That keine Gewaltthätigkeiten aus; allein ob er gleich von Natur wenig grausam war, so befand er sich doch oft in Umständen, wo er es seyn muste. Indessen wurde seine Grausamkeit von seinem Interesse

tereſſe geordnet, und er war, wenn es ſein Vortheil erforderte, auch gnädig. Denn er konnte gelind und leutſelig ſeyn, nachdem es die Umſtände verlangten, und ſein vorgeſetzter Plan hob ihm beſtändig über ſein Naturel hinweg.

Er bekriegte die Römer mit aller möglichen Strenge, und ihren Bundesgenoſſen begegnete er mit vieler Sanftmuth und Höflichkeit, jene ſuchte er auf einmal zu verderben, und dieſe ſuchte er von ihrer Verbindung loß zu ziehen. Dieſes Verfahren war ganz von dem Verfahren des Pyrrhus unterſchieden, welcher gegen die Römer alle mögliche Höflichkeit bezeigte, und ihren Bundesgenoſſen übel begegnete.

Wenn ich bedenke, daß Hannibal durch Spanien gezogen iſt, wo er keine ſichere Veſtung hatte, daß er durch das Land der Gallier gegangen iſt, welche man für ſeine Feinde achten muſte, daß er die Alpen überſtiegen hat, um die Römer zu bekriegen, welche die Chartaginenſer aus Sicilien vertrieben hatten.

Wenn ich bedenke, daß er in Italien weder feſte Plätze, noch Magazine, weder hinlänglichen Beyſtand, noch eine ſichere Retirade hatte, ſo muß ich mich über die Verwegenheit ſeiner Entwürfe wundern.

Allein wenn ich seine Tapferkeit und Klugheit erwäge, so bewundere ich nichts mehr als Hannibal, und setze ihn noch weit über seine Unternehmungen hinweg.

Die Franzosen bewundern besonders den Krieg der Gallier. So wohl weil Cäsar berühmt war, als auch, weil er in ihrem Lande geführet wurde, rührt er sie weit lebhafter als alle andere. Wenn man aber gründlich davon urtheilen will, so kömmt er dem bey weiten nicht bey, welchen Hannibal in Italien geführt hat. Wenn Cäsar unter den Galliern die Eintracht und die Standhaftigkeit gefunden hätte, welche jener unter den Römern fand, so würde er über sie nur ganz geringe Siege erfochten haben. Denn man muß gestehen, daß Hannibal ausser den Schwürigkeiten welche ihm nach Italien folgten, daselbst noch mehrere fand. Der einzige Vortheil, auf welchen er sich eine gegründete Rechnung machen konnte, war der gute Zustand seiner Truppen, und seine eignen Fähigkeiten.

Es ist gewiß, daß die Römer in dem Sicilianischen Kriege viel über die Charthaginenser gewonnen hatten. Allein da der Friede sie bewog ihre Armee zu beurlauben, verlohren sie unvermerkt ihre Tapferkeit, da indessen ihre Feinde welche in Spanien und Africa zu thun hatten,

hatten, ihre Kräfte übten, und sich Erfahrung erwarben.

Hannibal grif damals mit lauter geübten Soldaten Italien an; aber die Römer musten mehr mit einem alten Ruhm, als mit alten Truppen sich vertheidigen.

Die römischen Generals waren Männer von grossen Muth, welche die Ehre ihrer Republic zu beleidigen geglaubt haben würden, wenn sie keine Schlacht geliefert hätten, sobald sich die Feinde darstelleten.

Hannibal ließ dieß sein Hauptgeschäfte seyn, sie vollständig kennen zu lernen, und beobachtete nichts so sehr, als die Neigung und den Charakter eines jeden Burgemeisters, welcher ihm entgegen gestellt wurde. Indem er das zornige Gemüth des Sempronius aufbrachte, wuste er ihn zu einem Gefecht zu reitzen, und die Schlacht bey Trebin zu gewinnen. Die Niederlage bey Transimene ist einem gleichen Kunstgriff desselben zuzuschreiben.

Da er den stolzen Geist des Flaminius kannte, steckte er vor seinen Augen die Dörfer seiner Bundesgenossen in Brand, und reitzte seine natürliche Verwegenheit auf eine so geschickte Art, daß der Bürgermeister nicht nur zur Unzeit sich entschloß zu schlagen, sondern er verführte ihn auch in gewisse enge Pässe

wo er unglücklicher Weise seine Armee mit seinem Leben verlohr. So wie Fabius eine ganze entgegen gesetzte Art zu handeln hatte, so richtete sich auch Hannibal hiernach.

Nach dem Treffen bey Transimene machte das römische Volk einen Diktator und einen General von der Reuterey. Der Diktator war Quintus Fabius, ein weiser und ein wenig langsamer Mann, welcher die einzige Hoffnung der Rettung in der Vorsichtigkeit setzte, durch welche er sich Sicherheit versprach. In dem Zustande, in welchem sich die Sachen damahls befanden, glaubte er, daß es einerley sey, schlagen und ein Treffen verlieren. Er dachte daher anf nichts mehr, als die Armee in Sicherheit zu stellen, und da er alle Hoffnung zu überwinden für verlohren gab, so glaubte er, weise genug zu handeln, wenn er nur verhinderte, daß er nicht selbst überwunden würde.

Markus Minutius ward General von der Reuterey; heftig, unbedachtsam, eitel in seinen Reden, durch seine Unwissenheit eben so kühn als durch seinen Muth. Dieser setzte das Interesse des Staats in berühmten Händeln, und glaubte, daß die Republik nicht bestehen könne, wenn sie nicht die Schande der vorigen Niederlagen durch ruhmwürdige Thaten auslöschte. Er

suchte Hoheit, wo Klugheit nöthig war, Ehre, wo von dem Wohlstande die Frage war.

Hannibal lernte in kurzer Zeit durch die Nachrichten, die er erhielt, und durch seine eigene Beobachtungen diese ganz verschiedenen Neigungen kennen. Denn er bot viele Tage hinter einander dem Fabius ein Treffen an, welcher weit entfernt es anzunehmen keinen einzigen Mann aus dem Lager gehen ließ.

Minutius hingegen nahm die künstlichen Drohungen der Feinde für Schmähungen auf, und hielt den Dictator für einen schwachen, und gegen die Schande der Römer unempfindlichen Mann.

Als Hannibal dieses erfuhr, suchte er die Meynung, von der Furchtsamkeit und von der Schwachheit, welche man dem Fabius beymaß, zu unterhalten. Er verwüstete die schönsten Gegenden Italiens, ihn in ein Treffen zu ziehen, welches er nicht möglich machen konnte; oder zum wenigsten ihn in einen nachtheiligen Ruf zu bringen, welches ihm auch nach Wunsch glückte. Er erregte selbst den Argwohn, daß sie ein Verständniß mit einander hätten, indem er die Landgüther des Fabius sorgfältig verschonte.

Dieses ist nur noch ein Theil von seinen Kunstgriffen. Indem er daran arbeitete, den

Fabius, welcher ihm zu thun machte, um seine Ehre zu bringen, unterließ er nichts, den Minutius in Ansehen zu bringen, welchem er das Commando, oder wenigstens ein grosses Ansehen bey der Armee wünschte. Bald stellte er sich als wenn er ihn fürchtete, indem er gegen jenen viel Verachtung bezeigte. Zuweilen, wenn er sich mit ihm in einen kleinen Scharmützel eingelassen hatte, zog er sich zuerst zurück, und ließ ihm einige kleine Vortheile gewinnen, welches sein Ansehn bey den Römern vermehrte, und er bereitete ihn durch ein verwegenes Zutrauen zu seinem Untergange zu. Endlich wuste er so viel Kunstgriffe anzuwenden, den Diktator in ein üble Nachrede zu bringen, und dem General von der Reuterey Hochachtung zu verschaffen, daß das Commando getheilt, und die Truppen getrennt wurden, welches zuvor niemahls geschehen war. Man konnte fast sagen, daß Rom durch den Geist seines Feindes belebt wurde. Denn in Wahrheit, dieser ganz ausserordentliche Entschluß war eine Würkung seiner List und seiner Veranstaltungen.

Nun hatte die Eitelkeit des Minutius keine Grenzen mehr, er verachtete mit gleicher Unbesonnenheit den Fabius und den Hannibal,

er redete von nichts geringern, als daß er allein alle Fremde aus Italien vertreiben wolle.

Er wollte also sein abgesondertes Lager sehen, welches Hannibal kaum gewahr worden war, als er mit dem seinigen an dasselbe stieß; und ohne mich in eine umständlichere Beschreibung aller Handlungen einzulassen, Minutius ließ sich in ein Treffen ein, und wurde geschlagen.

So betrug sich Hannibal während der Diktatur des Fabius, und er betrug sich eben so mit den Bürgermeistern, welche die Schlacht bey Cannas lieferten. Es ist wahr, daß ein so feines Betragen nicht nöthig war. Die Klugheit des Paulus machte ihn weniger Beschwerden, als die Klugheit des Fabius ihm gemacht hatte; und die mit Vorurtheilen verbundene Unwissenheit des Terentius war hinreichend, ihn ins Verderben zu stürzen.

Man wird sich vielleicht wundern, daß ich mich über einen Handel so weit ausgebreitet habe, wovon nur die Niederlage des Minutius eine Folge war, und daß ich nur im Vorbeygehen von der so grossen und berühmten Schlacht bey Cannas geredet habe; allein meine Absicht ist nicht so wohl Schlachten zu

beschreiben, als die Genies kenntbar zu machen. Und wie die Gelehrten mehr Vergnügen finden, den Cäsar in dem Kriege des Petrejus und des Afranius zu betrachten, als in den glänzendsten seiner Handlungen: So habe auch ich geglaubt, verbunden zu seyn, den Hannibal in einem Hannibal, der sein Genie so kenntbar machte, mit mehrerer Aufmerksamkeit zu betrachten, als in diesem grossen Vorfalle, an welchen die Unvorsichtigkeit des Terentius mehr Antheil als die Klugheit des Hannibals hatte.

Man muß gestehen, daß niemals eine Schlacht so vollkommen gewonnen wurde, als diese, und dieser Tag würde der letzte Tag der Römer gewesen seyn, wenn Hannibal nicht lieber die Bequemlichkeiten des Sieges hätte geniessen, als die Vortheile desselben weiter verfolgen wollen.

Dieser, welcher andern so viel Fehler begehen ließ, empfand hier die Stärke der menschlichen Schwachheit selbst. Er hatte sich in den größten Schwürigkeiten unüberwindlich gezeigt; allein er konnte dem Reitze seines Glücks nicht wiederstehen, und ließ sich einschläfern, da er nur noch wenig zu thun hatte, um sich Ruhe und Vergnügen auf sein ganzes Leben zu verschaffen.

Man

Man darf die Ursache hiervon nicht weit suchen, sie liegt in der Endlichkeit der Menschen. Die Gedult, der Heldenmuth, die Standhaftigkeit erschöpfen ihre Kräfte, und wenn sie auch den höchsten Gipfel der Vollkommenheit erreicht haben.

Hannibal kann nichts mehr erdulden, weil er zu viel erduldet hat, und seine vollkommene Tapferkeit findet sich mitten im Siege ohne Hülfe.

Das Andenken der vorigen Schwürigkeiten, macht ihm neue Schwürigkeiten sichtbar. Sein Verstand welcher voll von Hoffnung und gleichsam von Ueberzeugung seyn sollte, weicht bey der Furcht für das Zukünftige zurück. Er stellt Betrachtungen an, wo er wagen soll; er überlegt, wo er etwas zu unternehmen hatte; er denkt für die Römer, da er für sich selbst handeln sollte.

Wie die Fehler grosser Männer allemal scheinbare Ursachen haben, so fehlte es auch dem Hannibal nicht an Rechtfertigung seines Betragens.

Daß seine im Felde unüberwindliche Armee zu Belagerungen gar nicht geschickt war, weil er wenig gute Infanterie, wenig Maschinen, wenig Geld, wenig Vorrath an Proviant hatte; daß um eben dieser

Män-

Mängel willen er nach der glücklichen Schlacht bey Transimene Spoleto vergeblich berennt hatte, so sehr er auch zu siegen gewohnt war; daß kurz vor der Schlacht bey Cannas er gezwungen worden, die Belagerung einer kleinen unberühmten und ohnmächtgen Stadt aufzuheben; daß Rom belagern, welches mit allem versehen war, eben so viel hieß, als den kaum erhaltenen Ruhm verlieren, und eine Armee zu Grunde zu richten, der er seinen ganzen Ruhm zu danken hatte; daß es ihn nothwendig schien, die Römer, welche in ihre Mauren eingeschlossen waren, sich selbst zu überlassen, und sich vielmehr an das Meer zu begeben, wo es leicht war Hülfe von Carthago zu erhalten: Dieß waren die Gründe, welche Hannibal auf seinen gegenwärtigen Zustand anwendete, um die er sich nicht bekümmert haben würde, wenn er seiner natürlichen Hitze gefolgt wäre.

Maharbal versprach noch diesen Tag mit ihm im Capitol zu speisen; Aber Hannibal hörte ihn nicht an. Er hielt seine Einbildungen vor viel zu gegründet, und er glaubte zu sichtbare Spuren der Weisheit in denselben zu entdecken; als das er nicht den, seiner Vorstellung nach verwegnen Vorschlag des Maharbals sogleich hätte verwerfen sollen. Er war heftigen Rathgebungen gefolgt, um den Krieg

mit

den Römern anzufangen, und eine fehlerhafte Behutsamkeit hielt ihn zurück, als der Zeitpunkt kam, alles zu vollenden.

Es ist gewiß daß ein so feiner Verstand, wie der Verstand Hannibals war, bey Unternehmungen sich oft selbst Schwürigkeiten macht, und sich selbst bey Hindernissen aufhält, welche mehr in der Einbildung als in der Würklichkeit ihren Grund haben.

Es ist in dem Verfall der Staaten ein gewisser Punkt, wo ihr Untergang unvermeidlich seyn würde, wenn man wüste, auf welche Art sie am leichtesten zu zerstören wären. Allein wenn man nicht Einsicht oder Muth genug hat, so begnügt man sich so viel als möglich damit, daß man seine Blödsinnigkeit verbirgt oder seine Furchtsamkeit vor Klugheit ausgiebt.

Sind wir vorher berühmt gewesen, so macht unser alter Ruhm uns noch immer bey unsern Feinden furchtbar, wenn uns auch unsre Kräfte verlassen, und wir, aus Mangel der Einsicht nicht wissen, was wir anfangen sollen. So stellte auch Hannibal seinen Augen eine Macht vor, welche nicht mehr war. Er bildete sich verstorbene Soldaten und zerstreute Legionen als gegenwärtig ein, gleich als wenn

er sich noch mit denen zu schlagen hätte, welche er schon geschlagen hatte.

Und gewiß, die Bestürzung war nach der Schlacht bey Cannas zu Rom nicht geringer gewesen, als sie es ehemals nach der Schlacht der Alliirten war. Allein anstatt vor eine Stadt zu rücken, welche er mit Schrecken erfüllt haben würde, entfernte er sich von ihr, als wenn er ihr wieder Muth machen, und ihren Befehlshabern Zeit geben wollte, sich von ihren Niederlagen wieder zu erhohlen. Er grif die Alliirten an, welche mit Rom fielen, und welche, wenn Rom wieder Kräfte hätte, ihnen beystehen zu können, sich leichter erhohlten, als sie sich durch ihre eignen Kräfte erhohlen konnten.

Dieses war der erste und grosse Fehler des Hannibal, welcher auch das erste Mittel zur Rettung der Römer war. Das erste Schrecken war vorüber, der Muth der Römer wuchs, da ihre Kräfte abnahmen; und die Chartaginenser nahmen an Tapferkeit ab, da ihre Macht wuchs.

So viel Mühe man auch anwendet, so wird man nur zwey wesentliche Ursachen von den Unglücksfällen der Charthaginenser ausfindig machen; ihre eigne Nachläßigkeit, welche den glücklichen Fortgang ihrer Waffen ver-

hinderte; denn man schickte dem Hannibal die Hülfe nicht, da er sie nöthig brauchte, da unterdessen die Römer alles anwendeten, um ihr Unglück wieder gut zu machen; und die übereilte Sehnsucht Hannibals, nach Ruhe, ehe der Krieg geendiget war.

Kaum hatte er die Ruhe geschmeckt, so wurde er ein Sclav der Wollüste, in welchen er um so viel mehr Reitze fand, je unbekannter sie ihm zuvor gewesen waren.

Ein Mann, welcher die Vergnügungen mit den Geschäften zu verbinden weiß, wird niemals von ihnen beherrscht; er verläßt sie, er genießt sie wieder, wenn er es für gut befindet. Und da er ihrer gewohnt ist, so findet er vielmehr eine Erholung in ihnen, als eine gefährliche Reitzung, welche ihn verderben könnte.

So ist es nicht mit einem Manne beschaffen, den von Jugend auf keine weichliche Lebensart verzärtelt hat. Wenn dieser seine Empfindungen ändert, so findet er auch Geschmack an den Wollüsten. Er wird sogleich von ihren Reitzen bezaubert, und seine vorige rauhe Lebensart wird ihm ekelhaft.

Ihre Natur von den Unbequemlichkeiten und den Arbeiten ermüdet, überläßt sich den ersten Vergnügungen, welche sie findet.

Was

Was sonst tugendhaft geschienen hatte, stellt sich ihnen alsdenn in einem verdrüßlichen und rauhen Bilde vor; und die Seele, welche glaubt, sich in einem alten Irrthum hintergangen zu haben, gefällt sich selbst in ihrem neuen Geschmacke an angenehmen Dingen,

Eben dieses widerfuhr dem Hannibal und seiner Armee, die ihn auch in seinen Wollüsten nachahmte, so wie sie eben dieses in den übernommenen Beschwerlichkeiten gethan hatte.

Hier sahe man nichts als Bäder, Gastereyen, man wurde verliebt, und hing sich an Weibespersonen. Es war keine Zucht mehr, weder bey dem, welcher Befehle gab, noch bey denen, welche sie ausüben sollten. Als es nöthig war wieder zu Felde zu gehen, so erwachte die Ehre und der Eigennutz wieder bey dem Hannibal, welcher seine vorige Tapferkeit wieder annahm, und sich selbst wieder fand, allein er fand die vorige Armee nicht wieder. Hier war nichts als Weichlichkeit und Trägheit. Wenn man den geringsten Mangel erdulden sollte, so sehnte man sich nach dem Ueberflusse zu Capua.

Man dachte an die Schönen, da man dem Feinde entgegen gehen sollte. Man war ermüdet von den Zärtlichkeiten der Liebe, wenn man thätig und beherzt zum Treffen seyn sollte.

Hannibal unterließ nichts, was seine Armee von neuen mit Muth beleben konnte. Bald erinnerte er sie an ihre verlohrne Tapferkeit, bald führte er ihnen zu Gemüthe, wie schimpflich ihnen Verweise wären, die ihre Furchtsamkeit beträfe: aber sie waren gegen alles unempfindlich.

Indessen wurden die Generals der Römer alle Tage geschickter. Die Legionen erhielten das Uebergewicht über verdorbene Truppen, und von Charthago kam nicht der mindeste Beystand, welcher eine solche geschwächte Armee wieder belebt hätte.

Allein je mehr Tapferkeit Hannibal unter den Feinden fand, je weniger Hülfe er sich von seiner Armee versprechen konnte; desto mehr arbeitete er selbst. Und es ist unglaublich, mit welcher Tapferkeit er sich in Italien erhielt, die Römer konnten ihn nicht herausbringen; die Charthaginenser musten ihn selbst nöthigen, es zu verlassen. Diese in Spanien geschwächt, und daraus vertrieben, in Afrika geschlagen und zu Grunde gerichtet, nahmen ihre letzte Zuflucht zu Hannibal. Er gehorchte den Befehlen seines Vaterlandes mit eben der Unterwürfigkeit, als es der geringste Bürger hätte thun können. Kaum war er

daselbst angekommen, so fand er alles in einem äusserst verderbten Zustande.

Scipio, welcher die Noth seiner Republik unter unglücklichen Generals gesehen hatte, commandirte nun ihre Armeen in einem Zeitpunkte, dessen Glück man ihm zu danken hatte.

Dem Hannibal war nichts übrig als das Andenken seines guten Glücks, das er sich schlecht zu nutze gemacht hatte. Der erste verließ sich auf sein Naturel, sein gegenwärtiges Glück machte es, daß er an der Spitze einer Armee war, die gar nicht an dem Siege zweifelte, der zweyte vermehrte ein natürliches Mißtrauen durch den schlechten Znstand, in welchem er sein Vaterland sahe, und durch die üble Meinung, welche er von seinen Soldaten hatte.

Diese verschiedenen Situationen des Geistes machten, daß der Friede angeboten und verworfen wurde; nach dem dachte man an nichts weiter als an eine Schlacht.

An dem Tage, an welchem sie geliefert wurde, übertraf Hannibal sich selbst in Beobachtung seines Vortheils, in der Stellung der Armee, und in den gegebenen Befehlen zum Treffen. Allein Rom erhielt doch den Sieg über Charthago, und die Niederlage

der

der Charthaginenser unterwarf den Römern ihr Reich auf beständig.

Was den General anbetraf, so wurde er von dem Scipio bewundert, welcher mitten in seiner Ehre die Fähigkeiten des Ueberwundenen zu beneiden schien, und der Ueberwundene, welcher von eitlen Prahlereyen weit entfernt war, glaubte beständig in der Kriegswissenschaft etwas voraus zu haben. Denn als er eines Tages mit dem Scipio eine Unterredung von grossen Generals hielt, gab er Alexandern den ersten, dem Pyrrhus den zweyten und sich den dritten Rang; worauf Scipio ganz kaltsinnig zur Antwort gab: wenn du mich überwunden hättest, welchen Rang würdest du da behaupten? den ersten unter allen, erwiederte Hannibal.

Es ist gewiß, daß er eine bewundernswürdige Geschicklichkeit im Kriegswesen besaß, und die berühmten Eroberer, deren Nahmen auf die Nachwelt gekommen ist, kommen seinem Fleisse, sowohl in Errichtung, als auch in Erhaltung der Armeen, nicht bey.

Alexander kam mit Macedoniern, welche ihrem Könige gehorchten, nach Asien. Wenn er wenig Geld und wenig Lebensmittel hatte, so erwarben ihm die Schlachten, welche er gewann, Ueberfluß an allen Dingen.

Eine eingenommene Stadt lieferte ihm die Schätze des Darius in die Hände, welcher in seinem eigenen Lande dürftig wurde, da indessen Alexander seine Reichthümer besaß.

Scipio, von welchen ich kaum geredet habe, führte in Spanien und Afrika Krieg mit Legionen, welche kein Monarch, sondern eine freye Republik geworben hatte, und unterhielt.

Cäsar hatte eben diese Vortheile, die Gallier zu überwinden, und er bediente sich selbst der Macht und des Geldes der Republik, um sie zu unterwerfen.

Unser Hannibal hatte ein kleines Chor von Charthaginensern, mit welchen verschiedene Nationen vereiniget waren, welche er ganz allein in der Verbindung zu erhalten wuste, und welche er bey einem beständigen Mangel an Nahrungsmitteln und am Gelde im Gehorsam zu erhalten vermögend war. Was noch ausserordentlicher ist, die Schlachten verbesserten niemals seinen Zustand; er befand sich nach der Gewinnung einer Schlacht eben so dürftig als vorher.

Allein wenn er Talente gehabt, welche andere nicht gehabt hatten, so hat er auch einen Fehler begangen, der von andern nicht begangen worden ist.

Alexan-

Alexander war so weit entfernt, die Sachen unvollkommen zu lassen, daß er allemal weiter gieng, wenn sie vollbracht waren.

Er begnügte sich nicht damit, sich das grosse Reich des Darius bis auf die geringste Provinz zu unterwerfen. Seine Ehrbegierde trieb ihn nach Indien, da er bey seinem erlangtem Ruhme nunmehr hätte in Ruhe leben, (welches etwas seltenes ist) und seine Eroberungen in Friede geniessen können.

Scipio dachte nicht an die Ruhe, bevor er nicht Charthago bezwungen, und in Afrika die Händel der Römer in Ordnung gebracht hatte.

Eine der grösten Lobeserhebungen, welche man dem Cäsar beylegt, ist, daß er allemal glaubte, nichts gethan zu haben, so lange ihm noch etwas zu thun übrig war.

Lucian. Nil actum reputans, si quid superesset agendum.

Wenn ich an die Fehler des Hanibal denke, so fällt mir sogleich bey, daß man nicht genug erweget, wie sehr wichtig eine gute Entschliessung in grossen Geschäften ist.

Nach der Schlacht bey Cannas vor Rom zu gehen, dieses würkte die gänzliche Zerstörung dieser Stadt, und die Hoheit von Charthago; nicht dahin gehen, dieses brachte mit

Zeit den Untergang von Charthago, und die Herrschaft Roms hervor.

Ich habe eine Entschliessung nehmen sehen, welche das Verderben eines grossen Staats verursacht haben würde, wenn sie wären befolgt worden. Ich sahe an eben diesem Tage eine ganz entgegen gesetzte Entschliessung fassen, welche ihn rettete: allein sie erwarb dem Urheber eines so guten Raths weniger Ruhm, als die Niederlage von fünf hundert Pferden, oder die Eroberung einer unbeträchtlichen Stadt.

Diese letztern Begebenheiten rühren die Augen oder die Einbildungskraft der ganzen Welt. Ein gesunder Verstand wird fast von Niemand bewundert, damit er nur durch Ueberlegungen bekannt werde, welche wenig Menschen zu machen wissen. Wir wollen zu unsern Hannibal zurück kehren.

Wenn der Soldatenstand, so glänzend er ist, allein Achtung verdient, so sehe ich bey den Alten niemanden, welchen man ihn billig vorziehen könnte. Allein der, welcher die Wissenschaft des Krieges am besten versteht, ist deswegen nicht nothwendig der gröste Mann.

Die Vortreflichkeit des Verstandes, die Grösse der Seele, die Großmuth, die Uneigennützigkeit, die Gerechtigkeit, eine Fähigkeit, welche

welche sich über alles erstreckt, machen den grösten Theil der Verdienste dieser grossen Männer aus.

Nur allein die Kunst wissen, Menschen zu tödten, geschickter als andere seyn, Gesellschaften zu Einöden zu machen, und die Natur auszurotten; das heist sich in einer traurigen Wissenschaft hervorthun.

Die Anwendung dieser Wissenschaft muß nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit, oder wenigstens nach den Befehlen der Ehre geschehen; sie muß das Wohl derer, welche sie unterwirft, zur Absicht haben, wenn es möglich ist; sie muß allemal auf den Nutzen des Vaterlandes, oder auf die Nothwendigkeit des gemeinen Wesens gerichtet seyn. Wenn sie den Eigensinn, der Unordnung, und der Raserey dient; Wenn sie nur zum Zweck hat, der ganzen Welt Unglück zu zufügen; alsdenn muß man ihr diesen Ruhm nehmen, welchen sie sich zueignet, und sie mit eben so viel Schande überhäufen, als sie ungerecht ist.

Es ist aber gewiß, daß Hannibal wenig Tugenden und viele Laster besaß. Die Untreue, der Geitz, eine oft nöthige, allezeit natürliche Grausamkeit.

Man pflegt übrigens das mehreste nach dem glücklichen Ausgange zu beurtheilen.

Man besitze alle mögliche Geschicklichkeit, wenn der Ausgang nicht glücklich ist, so vertritt das widrige Schicksaal die Stelle der Fehler, und rechtfertiget sich nur vor sehr wenig Menschen.

Ob also gleich Hannibal den Krieg besser verstand als die Römer; so blieben doch die Römer durch die ordentliche Regierung der Republik Sieger, und Hannibal verdarb alles durch seine Grausamkeit.

Daß er von dem Scipio geschlagen worden, und daß der Untergang von Charthago eine Folge seiner Niederlage war; dieß ist eine ganz bekannte Sache, die keinem Volke ein Geheimniß ist.

Achter Abschnitt,

über das Ende des zweyten punischen Krieges.

Gegen das Ende eines so grossen und langwierigen Krieges, entstand ein besonderer Geist des Aufruhrs, welcher vorher unbekannt in der Republik gewesen war.

Nicht, daß niemals Bewegungen darinnen gesehen worden; der Senat hatte mehr als

als einmal gesucht, das Volk zu unterdrücken, und das Volk hatte sich mit vieler Gewalt dem Senat widersetzt. Allein man war bey diesen Gelegenheiten durch eine allgemeine Empfindung in Bewegung gesetzt worden. Man betrachtete das Ansehn der erstern als eine Tyranney, welche die Freyheit zu Grund richtete, und die Freyheit der andern als eine Unordnung, welche alles in Verwirrung setzte.

Hier fieng man an, sich weniger im Verhältniß mit dem ganzen Staat, als einzeln zu betrachten. Die Bande der Gesellschaft, welche man so angenehm gefunden, schienen verhaßte Ketten, und ein jeder, der Gesetze überdrüßig, wollte in den ersten natürlichen Zustand zurück gehen, sich seiner eignen Wahl überlassen, und in dieser Wahl den Einsichten seines eigenen Verstandes, und den Bewegungen seines eigenen Willens folgen.

Wie das Misfallen an der Unterwürfigkeit gemacht, daß man die Könige verworfen, und eine freye Republik errichtet hatte, so reitzte das Mißfallen auch an dieser Verfassung, welche man ferner zu unterhalten für verdrüßlich hielt, die Gemüther zu besondern Verbindungen.

Die Liebe zum Vaterlande, der Eifer für das gemeine Beste, hatten sich im Kriege wider Hannibal erschöpft, wo die Liebe und die Tapferkeit der Bürger die Erwartung der Republik übertroffen hatte. Man hatte sein Vermögen und sein Blut für den Staat aufgeopfert, welcher nicht im Stande war, den Privatpersonen die geringste Annehmlichkeit empfinden zu lassen. Selbst die Härte des Senats hatte die Härte der Gesetze bey einigen Gelegenheiten vermehret, und die Strenge, mit welcher man den Gefangenen in der Schlacht bey Cannas begegnet war, hatte die ganze Welt gerührt. Allein man hatte zu einer Zeit, wo man alles zum Vortheil des Staats erdulten zu müssen glaubte, geduldig ausgehalten. So bald man weniger zu befürchten hatte, glaubte man, daß die Nothwendigkeit zu leiden ein Ende habe, und da ein jeder, nachdem das Uebel vorüber war, die Geschwindigkeit und die Gedult verlohren hatte, so hatte man keine Lust mehr eine Last zu tragen, die ihnen nicht die Nothwendigkeit, sondern blos der eigennützige Wille der Obrigkeit aufgelegt zu haben schien.

Dies war die Ursache des allgemeinen Mißvergnügens der Römer. Ein jeder dachte auf sein eigenes Bestes. Man machte

Plane zu einer bessern Einrichtung in der Republic. Man beeiferte sich um einen Anhang, um seinen Vorschlägen ein Gewicht zu geben. Andre widersetzten sich diesen Neuerungen, und verliessen sich mehr auf ihre Macht, als auf ihre gerechte Sache. Mit einem Worte, der Saame des Aufruhrs war ausgestreuet, und er keimte mit vieler Heftigkeit hervor. Bey diesen Umständen stellte sich Scipio den Römern mit allen den Eigenschaften dar, welche Hochachtung und Liebe bey Menschen hervorzubringen fähig sind.

Er war von hoher Geburt, und man sahe in ihm die Güte und die Schönheit eines vortreflichen Naturells glänzen. Die Grösse seines Heldenmuthes war bewundernswürdig. Er hatte eine sanftmüthige und wohlthätige Seele; einen lebhaften Geist, der fähig war, Unerschrockenheit und Zutrauen einzuflössen, er war fein und angenehm im Umgange, sehr empfindlich für die Vergnügungen der Freundschaft. Seine hohe aber gesetzte Seele, welche mehr für die Ehre als für eine stolze Macht fühlte, suchte weniger durch Ansehen oder durch den Glanz des Glücks, als durch die Schwürigkeiten der Unternehmungen, und durch das Verdienst grosser Thaten sich hervorzuthun.

Ueber=

Ueber dieses begleitete allemal das Glück seine grossen Entwürfe; damit er nicht befürchten dürfe, daß man ihm seine Anforderungen abschlagen werde, so hatte er das Volk überredet, daß er nichts ohne den Rath der Götter unternähme, und daß er niemals wider ihre Befehle handele.

Es ist nichts fremdes, daß ein Mann, wie Scipio, von dem ich itzt rede, war, sich die Zuneigung derer erwerben können, welche ihm schon geneigt waren, und daß er die Gemüther von einer Republik abwendig machen können, wider welche sie schon einen Widerwillen hatten. So wurde auch der Wille einer so hochgeachteten Person Gesetzen vorgezogen, welche vielleicht nicht so billig waren.

Scipio bezeigte sich auf alle mögliche Art leutseelig und höflich; er verließ die alte Strenge der Zucht, und befahl mit Gelindigkeit einer Armee, welche ihm aus Liebe gehorchte.

Uebrigens hatte noch nie ein römischer General so viele Fähigkeiten gehabt, und ein so gutes Commando geführt, niemals hatten die Legionen so viel Eifer zum Dienst bezeigt; niemals hatte man sich so sehr um die Republik verdient gemacht, allein durch einen andern Geist, als durch den Geist der Republik.

Fabius und Cato wurden dieses Uebel gewahr, und vergassen nicht, Mittel dawider anzuwenden. In Wahrheit, sie mischten den Verdruß ihrer Leidenschaft hier mit ein; und der Neid, mit welchem sie diesen grossen Mann betrachteten, hatte eben so vielen Antheil an ihrer Widersetzlichkeit, als die Sorge für die Freyheit.

Es war ausserordentlich, daß der Verderber, bey denen, welche er verdarb, ein ehrlicher Mann blieb, und edler handelte als diejenigen, welche sich dem Verderben widersetzten.

Er wandte würklich alles zum Vortheil der Republik an, und hatte keine Fehler als den, daß er mit eben den Eigenschaften ihr diente, mit welchen er sie zu Grunde richten konnte.

Ich gestehe gern ein, daß die Geschicklichkeit eines Mannes, der so allgemein verehret wurde, und der durch seine erhabenen Eigenschaften sich alle Herzen unterwürfig gemacht hatte, in den Gemüthern derer, die vor die Freyheit besorgt waren, einige Unruhe erregen konnte.

Eine so erhabene Seele hielt man für unfähig sich zu mäßigen; ein so sehnliches Verlangen nach Ehre unterscheidet sich nicht wohl

von dem Stolze, welcher nach der höchsten Gewalt strebt. Ein so allgemeines Zutrauen ist nicht weit von so ausserordentlichen Unternehmungen entfernt. Mit einem Worte, die Tugenden der Helden sind unter Bürgern verdächtig. Ich getraue mir zu sagen, daß diese Meynung von den Unterhandlungen mit den Göttern, welche den Gesetzgebern zur Gründung des Staats so nützlich war, bey einer Privatperson für eine bereits errichtete Republic von gefährlichen Folgen seyn konnte.

Scipio wurde also unglücklich, weil er ganz anders zu seyn schien, als er die Absicht hatte zu seyn: Dieses diente der Bosheit seiner Neider zum Vorwande, wie auch zum Grunde der Vorsichtigkeit, welche die in Bewegung gesetzten Männer anwendeten.

Man machte also einen der ehrlichsten Männer verdächtig, man klagte einen der Unschuldigsten an. Er konnte antworten, er konnte sich rechtfertigen; allein es giebt eine heldenmüthige Unschuld, und auch eine solche Tugend, wenn ich mich so ausdrücken darf. Die seinige vergaß das Ceremoniel, welchem gemeine Unschuldige unterworfen sind, anstatt seinen Anklägern zu antworten, dankte er den Göttern für seine Siege, indem man Rechenschaft von seinen Handlungen forderte.

Das

Das ganze Volk folgte ihm, zur Schande derer, welche ihn verfolgten, auf das Capitol nach. Und um die Lauterkeit seiner Absichten, und die Reinigkeit seiner Tugenden desto mehr zu rechtfertigen, machte er seine Gesinnungen öffentlich bekannt, daß er, wegen der Undankbarkeit einiger Bürger, lieber fern von Rom leben, als sich durch eine ungerechte Beherrschung zum Herrn darüber machen wolle.

So viel schöne Eigenschaften haben den Titus Livius verbunden, seinen Helden zu einem so grossen Mann zu machen, und ihm für den übrigen Römern einen so ausnehmenden Vorzug einzuräumen.

Wenn es Männer gegeben hat, welche mehr Schlachten gewonnen, und eine grössere Anzahl von Städten erobert haben, so haben sie doch weder Hannibaln geschlagen, noch Charthago besiegt. Wenn sie andern haben zu befehlen gewust, so haben sie sich selbst nicht beherrschen können, sie sind nicht im Stande gewesen, ihre Seele bey Verwaltung ihrer Aemter, die ihre Nahmen verewigten, in eben der Mäßigung zu erhalten, die man an ihnen in ihrem Privatleben rühmte.

Ich lasse es unausgemacht, ob er der gröste General gewesen ist, allein ich getraue mir zu sagen, was Titus Livius nur zu verstehen

hen giebt, daß er der Tugendhafteste gewesen ist. Er besaß die Tugend der alten Römer; allein sie war feiner ausgebildet; er besaß die Wissenschaft und die Fähigkeit der letztern, ohne sich ihren Ausschweifungen zu unterwerfen.

Doch muß man gestehen, daß seine Thaten der Republic vortheilhafter gewesen sind, als seine Tugenden. Das römische Volk fand zu viel Geschmack an seinen Tugenden, und machte sich von Verbindlichkeiten und Pflichten loß, um seinem Willen gemäß zu leben.

Die Leutseeligkeit des Scipio unterließ auch nicht, mit der Zeit böse Würkungen hervorzubringen. Sie lehrte die Generals sich beliebt zu machen, und wie alle Dinge ausarten, so folgte auf ein leutseeliges Commando eine niederträchtige Gefälligkeit; und wenn die Tugenden fehlten, um sich Hochachtung und Freundschaft zu erwerben, so wendete man zu eben der Absicht niederträchtige Mittel an. Das sind die verdrießlichen Folgen dieser Denkungsart, welche anfänglich edel und ruhmwürdig war, welche aber hernach stolze und geitzige Verderber, und Verdorbene hervorbrachten.

Dieser erste Widerwille der Römer hatte wenigstens dieses von Rechtschaffenheit an sich, daß man nur deswegen aufhörte die Ge-

setze zu lieben, um sich tugendhaften Personen zu ergeben.

Die Römer fingen an, ihre Gesetze als Meinungen alter Gesetzgeber zu betrachten, die sich nicht vor ihr Zeitalter schickten; und die Meinungen des Scipio wurden als lebende und beseelte Gesetze betrachtet.

Scipio wendete alle diese Hochachtung, welche man für seine Person hatte, zum Dienst der Republik an. Allein da er die Strenge der Pflicht durch die Ehre versüssen wollte, war er vielleicht dagegen etwas empfindlicher, als er seyn sollte, und besonders in Rom, wo alle Bürger als lasterhaft schienen, wenn sie sich eine allzuvortheilhafte Hochachtung zugezogen hatten.

Dieses neue Genie beseelte die Römer lange Zeit zu grossen Dingen, und man erhielt dadurch eine Lebhaftigkeit, und eine Thätigkeit, welche man zuvor nicht gehabt hatte. Denn die Liebe zum Vaterlande bringt uns dahin, daß wir unser Glück und unser Leben für dessen Wohl verlassen; allein der Stolz und die Ehrbegierde reitzen unsern Fleiß mehr, als diese erste Leidenschaft, welche allezeit schön und edel, selten aber fein und sinnreich ist.

Diesem Genie hat man die Niederlage Hannibals, und den Untergang von Chartha⸗go, die Demüthigung des Antiochus, die Un⸗terwerfung aller Griechen zu danken: von wel⸗chem man mit Recht sagen kann, daß es der Republik zu ihrer Grösse vortheilhaft, für ih⸗re Freyheit aber nachtheilig war.

Endlich wurde man auch dieses, wie der Liebe zur Republik überdrüßig; diese Hochach⸗tung, diese so edle Neigung gegen tugendvol⸗le Männer, schien Leuten, welche Niemand als sich selbst hochachteten, lächerlich. Man fing an, die Ehre für einen Traum, und den Ruhm für eine Eitelkeit zu halten, und ein jeder wurde auf eine niederträchtige Art eigennützig, und glaubte hierbey ausserordentlich klug zu han⸗deln.

Der Eigennutz, welcher die Stelle der Ehre vertrat, würkte verschieden bey den Rö⸗mern, nach der Verschiedenheit der Denkungs⸗art.

Diejenigen, welche wünschten, von ih⸗rer Nation verehrt zu werden, strebten nach Macht und Ansehen; die niedrigen Seelen begnügten sich damit, durch allerley Wege Reichthümer zusammen zu bringen.

So wie man nicht auf einmal ganz ins Verderben geräth, so war von der Ehre zum

Eigen⸗

Eigennuß noch ein Zwischenraum, wo eines neben dem andern in der Republik bestand, allein in verschiedenen Betracht. Bey gewissen Dingen war Ehre, und bey andern Schande.

Die Gottlosigkeit nahm in Rom überhand. Man hörte auf Freunde der Tugend zu seyn. Die Redlichkeit wurde täglich seltener. Man kannte die Gerechtigkeit beynahe nicht mehr, die Begierde sich zu bereichern war die herrschende Leidenschaft, und die Angesehensten wendeten allen ihren Fleiß daran, sich das zuzueignen, was nicht ihnen gehörte. Allein man wollte doch nicht das Ansehen dazu haben. Wenigstens die auswärtigen Nationen sollten glauben, daß Rom noch eben so tugendhafte Bürger habe, als man sonst in ihr fand. Deßhalb zeigten sich die verdorbensten von innen, äusserlich für die Ehre des römischen Namens besorgt.

Nichts war ungerechter als die Urtheile der Senatoren, nichts war so verabscheuungswürdig, als ihr Geiß. Indessen suchte der Senat mit Sorgfalt seine Würde zu erhalten. Niemals wendete man mehrere Mühe an, die Majestät des römischen Volks allen Nationen sichtbar zu machen, als damals.

Dieser Senat, welcher übrigens so eigennützig war, und sich mit samt seinen Bürgern allen Ungerechtigkeiten überließ, gab mit eben der Hoheit, als es Scipio immer thun können, seine Stimmen, wenn es im Angesichte andrer Nationen war. So viel Aehnlichkeit auch alle Mitglieder desselben mit ihren Bürgermeister den Mancinus hatten, so konnten sie doch den schändlichen Vergleich, den dieser Mancinus mit den Numantiern eingegangen war, nicht vertragen; und dieser elende Bürgermeister wurde genöthiget, sich seinen Feinden mit aller möglichen Schmach wieder zu unterwerfen.

Gracchus, welcher an dem Frieden Theil gehabt hatte, als er bey der Armee des Mancinus Quästor war, suchte umsonst ihn zu erhalten. Sein Ansehn half ihm nichts, und seine Beredsamkeit wurde vergeblich angewendet.

Da durch den Gracchus eine der wichtigsten Begebenheit in der Republik sich zutrug, welche vielleicht die Quelle aller derjenigen war, welche sie hernach in Bewegung setzten, so wird es nicht ohne Nutzen seyn, sie hier bekannt zu machen.

Dieser Mann war wegen seiner Macht, und wegen der Vortheile des Körpers und der

Eigen-

Eigenschaften des Geistes in grossen Ansehn; von einem ganz entgegen gesetzten Genie als der grosse Scipio, welchen Cornelia, seine Mutter verlassen hatte; er suchte mehr durch die Macht als durch die Ehrbegierde sich hervor zu thun, und dazu leistete ihn seine Beredsamkeit vorzügliche Hülfe, welche damals in Rom so nöthig war, um sich Ansehn zu erwerben. Er hatte eine grosse und hohe Seele, er war allezeit geschickter, neue Dinge zu unternehmen, und die alten wieder zu erneuern, als der gegenwärtigen Verfassung zu folgen. Seine Redlichkeit konnte nicht die mindeste Neigung für das Geld ertragen. Es ist wahr, daß er nicht für das Interesse anderer besorgt war, ohne dabey eine gewisse Absicht zu haben. Hierbey war die Liebe zu dem Guten ihm sehr natürlich, und der Haß gegen das Böse noch mehr. Er hatte Mitleiden mit den Unterdrückten; weit mehr Haß trug er aber gegen die Unterdrücker: die Leidenschaft siegte über die Tugend, und er haßte unvermerkt mehr die Personen, als die Laster.

Viele grosse Eigenschaften erwarben ihm bey den Römern Bewunderung: nicht eine aber davon war wie sie seyn sollte. Seine Neigungen brachten ihn weiter als er gedacht hatte: seine Standhaftigkeit verwandelte sich in

in eine gewisse Art von Hartnäckigkeit; und Tugenden, welche der Republik nützlich seyn konnten, wurden eben solche gefährliche Eigenschaften.

Ich sahe weder Feinheit noch Mäßigung in den Urtheilen, welche man davon hinterlassen hat.

Diejenigen, welche es mit dem Senat hielten, betrachteten ihn als einen Rasenden, die Freunde des Volks hielten ihn für einen wahren Beschützer der Freyheit. Es scheint nur, daß er das Gute liebte, und daß er einen natürlichen Haß wider alle Art von Ungerechtigkeit hatte; allein der Widerstand setzte diese guten Bewegungen in Unordnung. Da ein verwünschter Handel ihn gegen die, welche ihn widerstanden, erbitterte; so setzte er durch einen aufrührischen Geist das durch, was er aus einer tugendhaften Gesinnung angefangen hatte.

Dieses war, wie mich deucht, das Genie des Grachus, welcher das Volk wider den Senat aufzuwiegeln wuste. Man muß sehen, in welcher Fassung das Volk war.

Nachdem das Volk dem Staat grosse Dienste geleistet hatte, sahe es sich der Unterdrückung der Reichen, und besonders der Senatoren bloß gestellet, welche durch ihr Ansehn,

oder

oder durch andere schändliche Wege den Gemeinen ihr geringes Eigenthum raubten. Unaufhörliche Beleidigungen hatten die Gemüther des Volks von ihnen abgewendet: allein es ertrug, ohne schändliche Absichten zu haben, mit Schmerz die Tyranney, und mehr elend als aufrührisch verlangte es sehnlich, einen so unglücklichen Zustand zu verlassen.

Der Zustand des Volks war allerdings kläglich. Wer kann es also darum verdenken, wenn es die Anerbietungen des Grachus gern hörte, der sich zu seinem Beschützer aufwarf, und ihm Hofnung machte, seine verlohrnen Rechte wieder herzustellen? Die Liebe zum Vaterlande war freylich nicht der einzige Bewegungsgrund des Grachus, der ihn mit so viel Eifer an dem Wohl des Volks arbeiten ließ. Er war ein ehrgeiziger Mann. Seine Rache war unauslöschlich, wenn er sich an seiner Ehre angegriffen worden zu seyn glaubte. Dieser opferte er Ruhe, Bequemlichkeit, Ansehen, und sogar sein Leben auf. Der Senat hatte ihn beleidiget. Er sollte zugleich mit dem Mancinus den Numantiern ausgeliefert werden. Er sollte die Schande mit diesem niederträchtigen Feldherrn theilen, an dessen ungerechten Beute er doch keinen Antheil gehabt hatte. Er sollte als ein Verräther sei-

nes Vaterlandes bestraft werden, da er sich doch nicht besinnen konnte, je sein Vaterland verrathen zu haben. Dies waren ihm Kränkungen, die er nicht glaubte, denen vergeben zu können, die sie ihn gemacht hatten. Er erklärte sich also sogleich vor einen Feind des Senats. Er erkannte die Ungerechtigkeiten vieler seiner Mitglieder. Er wuste, daß diejenigen, die ihn verdammt hatten, von der Ausübung des Verbrechens reich geworden waren, das man ihm zur Last legte. Er warf ihnen daher öffentlich ihre Verbrechen vor. Er erwählte Dreymänner, die ihnen den Raub wieder abnehmen sollten, den sie sich ungerechter Weise angemasset hatten. Seine Beredsamkeit war unüberwindlich. Sie hatte ihn zum unumschränkten Herrn des Volks gemacht. Sein Wille war ein Befehl, dem sich Niemand widersetzen durfte. Der Senat hatte Ursache vor ihm zu zittern. Seine Tugend schützte ihn nicht gegen die Anklagen des Grachus, denn diese war ihm schon lange unbekannt geworden, er nahm also seine Zuflucht zu seiner Gewalt. Sie, die den Aufrührern hätten steuren sollen, liessen sich so weit herab, selbst Empörer zu werden. Doch ich schreibe keine Geschichte. Die Unruhen, die die beyden Grachier in Rom anrichteten, sind be-

kannt.

kannt. Sollten wir sie aber nur diesen beyden Tribunen zur Last legen! Waren sie die einzigen Triebfedern derselben! Erstreckten sich ihre boshaften Absichten auf nichts geringeres als auf den gänzlichen Umsturz der Republik? Dies sind wenigstens die Beschuldigungen, die ihnen der Senat bey allen Gelegenheiten gemacht hat, aber die er nur dazu brauchte, um seine eigne Tücke unter den vermeinten Lastern anderer zu verbergen. Die Ungerechtigkeiten des Senats veranlaßten ausser Streit alle diese Empörungen. Sein Geiz hatte viele Nationen geplündert, und er strebte doch mit dem grösten Eifer nach dem Schein, über sie mit Billigkeit und Sanftmuth zu regieren. Rom selbst war in Gefahr viele seiner Bürger aus Mangel des Unterhalts zu verlieren, die das ihrige im Dienste des Vaterlandes zugesetzt hatten; aber der Rath, indem er sie ganz ruhig vor Hunger sterben sahe, suchte sie beständig zu überreden, daß er als ein Vater vor sie sorge. Sie hatten in so mancher blutigen Schlacht, um die Ehre des römischen Namens zu retten, und die Freyheit der Republik mit unüberwindlichen Stützen zu befestigen, ihr kostbares Blut verspritzet; und der Senat machte unterdessen alle Anstalten, sie in Ketten und Banden zu werfen, weil sie die Schul-

den nicht bezahlen konnten, die sie doch ganz allein auf das Beste der Republik verwendet hatten. Dies war der Saame der Empörung, der unter der Wartung der Grachier so schnell wuchs, worüber man sich aber nicht beschwehren konnte, da ihn der Senat selbst ausgestreuet hatte.

Neunter Abschnitt,

Das Genie des römischen Volks, als Jugurtha sich des Numidischen Reichs bemächtigte.

Ich komme nun zu einem Zeitpunkte, der den Römern zu allen Zeiten Schande machen wird. Wo sind nun die herrlichen Eigenschaften, die an ihren Vorfahren glänzten? Wo ist der edle Stolz, der so wenig Eigennutz als Hochmuth kannte, und den man nur erst vor kurzen an dem Scipio bewundert hatte? Wo ist die unüberwindliche Tapferkeit, die sich weder von den Waffen der Feinde, noch von ihrem blendenden Golde besiegen ließ? Wo ist die zärtliche Liebe zum Vaterlande, der man mit so viel Entschlossenheit Gut und Blut aufopferte? Ich fange diesen

Abschnitt billig mit Klagen an. Die Folge wird es lehren, daß ich jetzt vorzüglich dazu berechtigt bin. Rom war groß. Es hatte seine Macht über einen grossen Theil des Erdbodens ausgebreitet. Der römische Name war in allen Ländern nicht nur furchtbar, sondern auch ehrwürdig. Die vorzüglichen Eigenschaften verschiedner ihrer Feldherrn hatten der ganzen Republik eine allgemeine Achtung erworben. Man unterwarf sich gern ihren Befehlen, nicht, weil man sich vor ihrer Macht fürchtete, sondern weil man glaubte, kein glücklicheres Leben führen zu können, als wenn man nach römischen Gesetzen beherrscht würde. Ihr Betragen hatte aber auch in der That sehr oft eine glänzende Seite. Sie hatte sich des Syphace, der sich der Carthaginenser angenommen hatte, bemächtiget, und sich sein ganzes weitläuftiges Reich unterwürfig gemacht; aber sie behielt es nicht für sich, sondern weil sie wuste, daß es Syphace mit Unrecht besaß, und der liebenswürdige Masinissa die gegründesten Ansprüche auf dasselbe hätte: so war sie großmüthig genug, es seinem rechtmäßigen Besitzer nach seinem ganzen Umfange wieder zu geben, und davor nichts, als die Freundschaft dieses jungen Königs zu verlangen. Wie groß würde nicht Rom geworden seyn, wenn es immer sol-

che edle Gesinnungen beybehalten hätte! Wie gern würde man sich nicht einer Nation unterworfen haben, von der man sich allezeit Großmuth und die strengste Billigkeit versprechen konnte? Aber diese edle Denkungsart veraltete. Die Liebe zur Tugend verlohr ihre Reitze. Der Glanz der Schätze verblendete die Augen der Römer; Man fing an der Armuth mit Verachtung zu begegnen, und den Reichthum zum Verdienst zu machen. Kein weit aussehender Verstand, keine zu tiefen Einsichten fähige Seele, keine hervorstechende Tapferkeit, die Erfahrung und Vernunft gebildet hatte, keine weitläuftige und gründliche Beredsamkeit, und überhaupt keine glänzende Eigenschaft, die sonst ihre Besitzer beynahe zu einem Abgott machten, hatte nur noch einigen Werth, wenn sie nicht beträchtliche Reichthümer zu Gefährten hatten. Rom war lange der Ehre nachgelaufen, nun lief es auch dem Golde nach, und um seinen Untergang vollkommen zu machen, so wurde es auch in kurzen ein Sklave der Wollust. Damals hatte das Gold die Oberherrschaft über Rom. Dieser unwürdige Beherrscher hatte ein Volk bezähmt, das so vielen tapfern Nationen unüberwindlich gewesen war. Ich mache diese Vorwürfe nicht dem ganzen Volke; Bey den mehresten gemeinen Bür-

gern

gern würde diese Begierde ohnmöglich gewesen seyn, da sie es sich vor ein besonder Glück halten mußten, wenn sie sich und die ihrigen kümmerlich erhalten konnten; und der Vornehmen war eine zu grose Anzahl, als daß nicht wenigstens einige Redliche unter ihnen gewesen seyn sollten, doch deren waren sehr wenige. Die Geschichte dieser Zeiten bestätigt uns dieses. Micipsa, der König der Numidier, war im Begriff den Römern einige Hülfstruppen zu schicken, die mit den Numantiern in Spanien Krieg führten. Er wünschte damals auf eine anständige Art sich des Jugurtha zu entledigen, dessen glänzende Talente ihn nach seinem Todte vor seine Söhne alles befürchten liessen, er glaubte also, daß die Verwegenheit dieses kühnen Jünglings ihn unter diesem barbarischen Volke bald sein Grab bereiten würde. Aber er betrog sich in seiner Vermuthung. Wo Jugurtha war, war auch Sieg. Seine Kühnheit artete niemals in Unbesonnenheit aus, und er setzte sein Leben niemals in Gefahr, wenn er nicht viele Hoffnung hatte, es wiedere retten zu können. Jedermann bewundert die mit so viel Klugheit verbundene Tapferkeit dieses jungen Helden. Jugurtha hatte schon damals weite Aussichten. Er war nicht zu einem Beherrscher gebohren, aber

sein Ehrgeiz ließ ihn nach nichts geringeres als nach einer Krone streben. Er wuste, wie sehr die Römer seine Absichten unterstützen, aber auch völlig zu Grunde richten könnten, er wünschte daher ihre Freundschaft zu erhalten, und er hatte nicht vergeblich gewünscht. Sein ausserordentlicher Heldenmuth, den man an den Befehlshabern der Hülfstruppen nicht gewohnt war; seine Leutseligkeit, mit der er auch den Niedrigsten begegnete, ohne daß es schien, daß er sich weder auf seine Geburt, noch auf seine übrigen Vorzüge nur das geringste einbildete; seine grosse Herablassung gegen einen jeden Römer von Range, denen er sich niemals ohne Merkmaale der tiefsten Unterwürfigkeit näherte; und sein einnehmender Umgang, der sowohl dem Stolze, als auch der eingebildeten Grosmuth der Römer, zu der sie noch immer den Schein suchten, schmeichelte, hatte ihn in kurzen zu einem Lieblinge fast der ganzen Nation gemacht. Man wuste nicht Lobeserhebungen genug zu finden, um den gefälligen Character des Jugurtha zu bezeichnen. Jugurtha war ausserordentlich stolz, aber er verstand die Kunst es sorgfältig zu verbergen, wenn er nachtheilige Folgen davon befürchten muste, er wuste sogar sein äusserliches demüthiges Betragen zu einem Mit-

tel

tel zu machen, seinen Ehrgeitz zu sättigen. Er war bey seinem Aufenthalt unter den Römern keinen Augenblick müßig. Es befanden sich damahls viele Vornehme bey der Armee, deren Weille in Rom sehr entscheidend war, die eine ausserordentliche Gewalt, sowol über den Rath als über das Volk hatten, die aber so niederträchtig waren, ihrem Eigennutze Tugend und Rechtschaffenheit aufzuopfern. Es kostete dem Jugurtha nicht viele Mühe ihre Freundschaft zu erhalten, und es aus ihren eignen Munde zu hören: Daß er sich nach dem Tode des Micipsa die gröste Hofnung machen könne, König der Numidier zu werden, und man setzte den Grund hinzu, es sey in Rom alles feil, wer seine Reichthümer gehörig anzuwenden wüste, der dürfte in Rom niemals eine abschlägliche Antwort erwarten. So niederträchtig war man geworden; Man verheelte seine Schande nicht einmal. Man gab sich nicht einmal Mühe seinen schändlichen Durst nach Golde zu verbergen. Man sagte es öffentlich, daß man in Rom die grösten Laster erlaube, wenn man nur diese Erlaubniß gehörig bezahlte. Jugurtha wuste sich dieser erhaltenen Känntnisse vortreflich zu Nutze zu machen. Er kam, mit Lobsprüchen überhäuft, wieder bey dem Micipsa an. Dieser König,

der

der seine Staatskunst jetzt so übel angewendet hatte, und der nicht scharfsichtig genug war, die verschlagenen Ränke des Jugurtha zu entdecken, sahe sich wider seinen Willen genöthigt, um sich nicht den Haß der Römer und seiner eignen Unterthanen zuzuziehen, ihn an Kindes Statt anzunehmen. Micipsa starb. Seine beyden Prinzen Adherbal und Hiempsal theilten mit dem Jugurtha sowohl die Königlichen Schätze, als das Numidische Reich. Aber der Ehrgeitz des Jugurtha erlaubte es ihm nicht, sich nur mit einem Antheil dieses Königreichs begnügen zu lassen, er hatte es sich nun einmal vorgesetzt, über alle die Staaten unumschränkt zu herrschen, die Micipsa besessen hatte, und der Geitz der Römer ließ ihn hoffen, seine weit aussehenden Absichten zu erreichen.

Aber es scheint als wenn ich meine Absicht vergessen hätte. Ich habe mich verbindlich gemacht, das Genie der Römer zu schildern, und ich schreibe die Geschichte des Jugurtha. Aber ist dieses nicht zugleich die Geschichte des Geitzes der Römer? Habe ich etwas anders zu thun, als nur die Begebenheiten dieses numidischen Königs in ihrer Ordnung zu erzählen, um zugleich eine getreue Abschilderung von dem schändlichen Eigennutze

der

der damaligen Zeiten zu machen? Jugurtha war der grausamste Barbar, der je gewesen ist; Die Menschheit entsetzt sich vor den Bosheiten dieses Königs, der seine vortreflichen Naturgaben blos zum Verderben des menschlichen Geschlechts anwandte. Aber würde er wohl ein solches Ungeheuer geworden seyn, wenn ihn der Geitz der Römer nicht Ursache zu glauben gegeben hätte, daß er es ungestraft seyn könnte? Ich fahre also in meiner Erzählung fort, doch ohne mich in eine umständliche Beschreibung einzulassen, die vor meine Absichten zu weitläuftig wäre.

Jugurtha wandte alle die Summen, die er von seinem Vetter dem Micipsa geerbt hatte, an, sich damit Freunde in Rom zu machen. Er glaubte schon deren genug zu haben, um eine der schändlichsten Thaten wagen zu können. Er überfiel den Hiempsal, der einen Pallast bewohnte, welcher einen seiner Vertrauten gehört hatte. Seine Meuchelmörder erwürgten diesen jungen König, der keine Gefahr befürchtete, und Jugurtha nahm sogleich Besitz von seinen Staaten. Ganz Numidien zitterte, als der Ruf von dieser schändlichen That sich ausbreitete. Eine solche Treulosigkeit hatte man den Jugurtha nicht zugetrauet. Adherbal sahe nun an dem Schicksale seines Bruders, was er

selbst zu befürchten habe. Er sammlete eine Armee. Er setzte seine Festungen im Vertheidigungs-Stand. Er schickte Gesandte nach Rom, das ihm dem Besitz seiner Länder gesichert hatte. Aber er war ein schlechter Krieger. Er hatte niemahls die Waffen getragen, und er besaß keine von den Geschicklichkeiten, die zu einem guten General erfordert werden. Jugurtha gieng ihn entgegen, er schlug ihn aufs Haupt, und Adherbal muste froh seyn, daß er nur die Flucht ergreifen, und ohne von dem Jugurtha ergriffen zu werden, in Rom ankommen konnte. Nun glaubte er hier eine sichere Freystadt zu finden. Rom schien ihn der Sitz der Gerechtigkeit zu seyn. Von seiner Großmuth glaubte er den Thron erhalten zu haben, nun glaubte er auch von seiner Macht Schutz erwarten zu dürfen. Rom, das an seinem Vater einen so treuen Bundesgenossen gehabt hatte, das sich rühmte, mit aller seiner Macht seine Freunde in ihren Gerechtsamen zu schützen, das sich immer ein Vertheidiger der Unschuld und Rächer der Bosheit zu seyn rühmte; sollte sich itzt seiner gerechten Sache mit Eifer annehmen, und ihn sein verlohrnes Reich wieder geben. Er that diese Bitte an den Senat. Er unterstützte sie mit dem stärksten Bewegungsgründen. Er stellte die traurigen Um-

stände

stände, in denen er sich durch die Grausamkeit des Jugurtha versetzt sahe, recht lebhaft vor. Er vor kurzen ein mächtiger König, Befehlshaber einer zahlreichen Armee, ein Liebling und gerechter Beherrscher seiner Unterthanen; nun ein Ball der wiedrigen Schicksale, der itzt in der grösten Dürftigkeit leben, der die traurigen Folgen des Mangels fühlen, der sich von jedermann verachtet sehen muste, und den die wiederholten Schläge des Schicksals ganz entstaltet hatten. Er, der so gern andern geholfen hatte, sahe sich nun genöthiget, das Mitleiden seiner Freunde zu erregen. Seine Rede war beweglich. Die Gesandten des Jugurtha konnten nichts gründliches darauf antworten. Die stolzen Absichten dieses Königs hatten sich zu deutlich verrathen. Es war ohnmöglich sie länger verbergen zu können. Man war auch in Rom nicht so kurzsichtig, daß man sie nicht hätte deutlich bemerken sollen. Aber das Gold hatte die Augen der Römer verblendet. Die Mächtigsten in Rom glaubten, daß es ihnen itzt erlaubt sey, einen ungerechten Spruch zu thun, da man ihnen ihre Ungerechtigkeit theuer bezahlt hatte. Rom war itzt einer Krahmer-Bude ähnlich. Alles was man darinen antraf, war feil. Die Rathsherren waren Kaufleute, die ihre Waaren geschickt ausbothen, und mit An-

stand unterbringen konnten. Die Billigkeit war bey diesem Handel kein Gesetz. Der blose Eigennutz war die Richtschnur, nach der man handelte. Der Meistbietende konnte sich allemal gewiß die Erfüllung seiner Wünsche versprechen. Die Gesandten des Jugurtha verliessen sich also nicht auf ihre gerechte Sache, denn jedermann wuste, daß diese nicht auf ihre Seite war; sie gaben sich auch die Mühe nicht, die Vorwürfe des Adherbals von ihrem König abzulehnen, die Wahrheit derselben hatte zu viel redende Zeugen: aber sie verliessen sich auf die ansehnlichen Summen, die sie so verschwenderisch ausgetheilt hatten, und sie wusten daß Adherbal viel zu arm war, als daß er so wichtige Gründe hätte widerlegen können. Der Erfolg lehrte es, daß ihre Hoffnungen auf keinen leeren Stützen gestanden hatten. Man berathschlagte sich im Senate. Den mehresten schien die That des Jugurtha nicht abscheulich zu seyn. Man hielte sie vor Proben seiner ausnehmenden Tapferkeit. Man glaubte das Adherbal den Zorn des Jugurtha gereitzt habe, und er müße es nun sich selbst zuschreiben, daß er davor gestraft worden wäre. Es verrieth dieses freylich eine schlechte Staatskunst. Blos ihr eigner Vortheil hätte sie antreiben sollen, sich des Ad-

herbals

herbals anzunehmen. Wie viel hatten sie nicht von den Jugurtha zu fürchten, wenn er unumschränkter Herr von ganz Numidien wurde? War ihnen etwa seine Tapferkeit und seine Kriegswissenschaft ein Geheimniß? Hatten sie sie nicht schon in Numantien bewundert? Zu welchen grossen Thaten war nicht ein solcher Mann fähig, wenn er Macht genug hatte, auf die er sich verlassen konnte? Oder glaubten sie gar, daß seine Freundschaft gegen die Römer ihnen kein Mißtrauen in seine Treue verstatte? Hatte ihnen nicht sein Betragen genugsam gelehrt, daß er nur sein Wort so lange halte, als es ihm Vortheile bringe, und daß er mit den heiligsten Verbindungen zu spotten pflege? Gegen wem hatte er mehr Verbindlichkeiten als gegen den Micipsa, der ihn aus dem Staube hervor gezogen, der ihn nackend und blos an seinen Hof genommen, ihn wie einen königlichen Prinz gehalten, und hernach gar die Rechte seiner Kinder gegeben hatte? Mit welchen theuren Versicherungen hatte er es nicht dem sterbenden Könige versprochen, seine Prinzen mehr als seine Wohlthäter, als seine Brüder zu betrachten? Aber wie schön kam er diesen Versprechungen nach, da er den einen Meuchelmörderischer Weise erwürgte, und den andern aus seinem Reiche verjagte?

Konnte man sich wohl auf die Versprechungen eines solchen Mannes verlassen? Man hätte eine solche Brut in ihrer Geburth ersticken sollen. Wenn man sie wachsen läßt, so schwüllet sie vom Gifte an, und sie laurt nur auf Gelegenheit, recht viele damit zu würgen. Den entseelt sie zuerst, der sie in seinen Busen gewärmet und erzogen hatte. Jugurtha würde nicht mit Numidien zufrieden gewesen seyn, wenn er sich mächtig genug gesehen hätte, auch Rom besiegen zu können. Er hatte Talente genug ein Alexander zu werden, sobald Rom ein Persien geworden war. Ihr eigner Vortheil widerrieth es also der Republik, den Jugurtha zu einer vorzüglichen Macht beförderlich zu seyn.

Von den Adherbal hatten sie hingegen nichts zu besorgen. Der Ehrgeiz spornte ihn nicht zu grosen Thaten an. Das Geräusch des Krieges war ihn kein angenehm Getöse. Die Ruhe war sein höchstes Guth, und er würde gern sein Königreich hingegeben haben, wenn er sie nur hätte erhalten können. Er hatte sehr viel Hochachtung vor die Römer, die ihm sein Vater so tief eingeprägt hatte, daß man gewiß wissen konnte, er werde sie niemals aus den Augen setzen. Rom hatte also auf dieser Seite gar nichts zu befürchten,

wenn Adherbal in Numidien herrschte. Ob er gleich ein König war, so war er doch zum Gehorsam gewöhnt. Er würde sich keinen Befehlen der Römer widersetzt haben, und wenn sie auch den Verlust seiner Krone enthalten hätten. Könige von solchen Gesinnungen waren vor Rom ein auserordentlicher Schatz. Man hätte sich also der gegenwärtigen Gelegenheit bedienen sollen, des Jugurtha loß zu werden, und den Adherbal an seine Stelle zu setzen. Gerechtigkeit und Klugheit verband sie zu diesen Entschlusse. Itzt war Jugurtha noch nicht stark genug, sich mit den Römern messen zu können. Es wäre ihnen leicht gewesen sich seiner zu bemächtigen, wenn er verwegen genug gewesen wäre, sich ihnen zu widersetzen, und sie hätten viel Bürgerblut ersparen können, das sie nachher um seinetwillen vergiessen musten. Aber weder Staatsklugheit noch Billigkeit konnte die Begierde der Römer nach Gelde unterdrücken. Es kostete ihnen wenig Mühe, ihr Vaterland zu verrathen, wenn ihnen nur diese Verrätherey gehörig bezahlt wurde.

Es wurde also im Senat beschlossen; es sollten zehn Gesandte nach Numidien geschickt werden, diese sollten das Reich, das Micipsa besessen hatte, unter den Jugurtha

 und

und Adherbal theilen. Der Vornehmste bey dieser Gesandschaft war Opimius, auf den man im Senat viel hielt, weil er eben damals Consul war, als Gracchus, und Fulvius Flaccus nieder gemacht, und dadurch das Ansehn des Raths wieder hergestellt wurde. Jugurtha zählte ihn unter seine Freunde, und er wuste also wie man ihm begegnen müsse. Er demüthigte sich tief unter seine Befehle. Er nennte ihn nie ohne die gröſste Ehrerbietung. Er verehrte ihn als seinen Befehlshaber, und er schien es vergessen zu haben, daß seine ehemahlige Freundschaft ihn die Sprache der Vertraulichkeit erlaube. Er machte ihn ansehnliche Geschenke, und versprach solche offt zu wiederhohlen. Diese Aufführung schmeichelte den stolzen und geizigen Opimius ausserordentlich. Er fieng an den Jugurtha lieb zu gewinnen, und seine Ehre, Ansehn und Pflicht dem Vortheile des Königs nachzusetzen. Die andern Gesandten waren leicht zu bewegen, da ihr Oberhaupt erst gewonnen war. Jugurtha bekam also in der Theilung die fruchtbarsten und volkreichsten Gegenden von Numidien; Adherbal hingegen muste sich mit Einöden und grosen Wüsteneyen behelfen; die zwar ein gutes Ansehn hatten, weil sie viel Palläste in sich enthielten, ihrem Könige aber wenig einbrachten.

Die

Die Gesandten verließen Africa. Jugurtha seegnete ihren Abschied. Wie sehr wünschte er sich Glück, sie so schön betrogen zu haben! Wie sehr freute er sich nicht, ein sicher Mittel gefunden zu haben, die größten Abscheulichkeiten ungestraft begehen zu können? Hatte er noch Vortheil davon, daß er ein Mörder des Hiempsal gewesen war, so schloß er daraus, daß es ihm nichts schaden werde, wenn er es mit den Adherbal eben so mache. Er schob seinen Entschluß auch nicht lange auf. Er drang ohne alle Ursache mit einer zahlreichen Armee in die Staaten dieses Königs ein. Er raubte und plünderte in denselben. Er nahm alles, was er bekommen konnte, Vieh und Menschen weg. Er zündete alle Gebäude an, die er antraf. Mit einem Worte, er ließ es sich angelegen seyn, die Einöden des Adherbals, zu noch grösern Einöden zu machen. Er that dieses nur um eine scheinbare Gelegenheit zum Kriege zu bekommen. So macht es der Herrschsüchtige. Er möchte gern ein Herr der ganzen Welt seyn. Er begnügt sich niemals mit dem Besitz weniger Staaten. Wenn es seinem Triebe nachgienge, so würde die Kriegsfackel in allen Ländern brennen, so würde sein Schwerd jedes Herz durchbohren, das sich seinen Befehlen widersetzt, so würde jede Stadt ein öder Stein-

haufen die nicht sklavisch genug ist, sein tyrannisches Joch zu ertragen. Aber er weiß auch, wie viel Gewalt die Gerechtigkeit und Billigkeit über die Menschen haben. Er weiß, wie leicht es diesen Tugenden wird, sich Achtung und Lobsprüche zu erwerben. Sein unauslöschlicher Durst nach Ruhm zwingt ihn also, alles an sich zu reisen, was Ehre und Ansehen verspricht. Von Natur haßt er die Gerechtigkeit, aber er liebt doch ihren Schein. Er will eine scheinbare Ursache zu seinen Grausamkeiten haben, so überzeugt er auch ist, daß nichts als Stolz, und allgemeiner Haß gegen die Menschen, ihn zu seinen schändlichen Thaten anspornt. So dachte itzt Jugurtha. Er wollte in den Augen seiner Unterthanen, und vorzüglich in den Augen der Römer nicht so boßhafft scheinen, als er würklich war. Er verheerte die Gränzen des Adherbals, damit dieser sich darüber entrüsten, auf Rache denken und Gleiches mit Gleichen zu vergelten suchen sollte. Aber er betrog sich in seinen Vermuthungen. So empfindlich war das Herz des Adherbais nicht. Er wuste wie wenig er sich auf seine Tapferkeit verlassen konnte. Er glaubte seine Sicherheit mehr in der Freundschaft der Römer, als in den Muthe seiner Unterthanen zu finden. Er warb also keine Armee.

Er

Er schickte nur Gesandte an den Jugurtha, die sich über das zugefügte Unrecht beklagen musten, und setzte sich vor, lieber alles zu erdulten, als das unsichre Kriegs-Glück noch einmal zu versuchen. Dem Jugurtha verdroß die Schläfrigkeit des Adherbals. Es war ihn nicht länger möglich seine gottlosen Absichten unter einer Maßke zu verbergen. Er trat also in seiner wahren Gestalt hervor. In wenig Tagen waren die Länder des Adherbals mit feindlichen Truppen überschwemmt. Von allen Orten her kamen traurige Nachrichten. Das Kriegs-Geräusch näherte sich seinem Auffenthalte. Er hatte nichts geringers als das Schicksal seines Bruders zu befürchten. Die Noth zwang ihn also seine Zuflucht zum Waffen zu nehmen. Ich darf die Folgen dieses Krieges nicht erst erzählen. Man kann sie schon zum voraus vermuthen. Adherbal wurde geschlagen. Er nahm seine Flucht in aller Eilfertigkeit nach Cirta, und glaubte sich so lange in dieser Festung halten zu können, bis die Römer den Jugurtha würden genöthiget haben, die Waffen nieder zu legen. Sie waren von seinem Unglücke durch Gesandte unterrichtet, die er noch vor den Treffen an sie abgeschickt hatte. Aber die Gesandten kamen mit leeren Händen. Sie brachten

ten keine Reichthümer mit, die die Gerechtigkeit seiner Sache in ein deutlicher Licht hätte setzen können. Konnte sich also wohl Adherbal Schutz von den Römern versprechen? Sie stellten sich nur, als wenn sie sich seiner annehmen wollten. Leere Versprechungen, unkräftige Freundschaftsversicherungen, und eben so unnütze Gesandschaften an den Jugurtha, das war alles was er erhielt. Die Zeit verstrich bey dieser Unthätigkeit der Römer. Cirta muste sich endlich ergeben. Adherbal kam in die Hände seines Feindes. Man hatte ihn zwar das Leben versprochen. Aber der treulose Jugurtha war nicht gewohnt, sein Wort zu halten. Er ließ ihn mit den grausamsten Martern umbringen. Dies war das Ende dieses Königs, der den Römern wenigstens keine Sorge gemacht hätte, wenn er in den ruhigen Besitze seiner Staaten geschützt worden wäre.

Mit welchen Augen betrachtete man in Rom die neuen Grausamkeiten des Jugurtha? Erwachte man noch nicht aus seinem Schlummer, in welchen sie die Schätze dieses Königs eingewieget hatten! Beynahe wäre dem Jugurtha auch dieser verwegne Schritt gelungen. Viele waren sehr geneigt, ihm sein Verbrechen zu vergeben. Man war schon auf Mittel

tel bedacht, den ganzen Senat zu einer solchen Aussöhnung zu bewegen. Die Wünsche des Jugurtha waren erfüllt, wenn er dieses erhalten hätte. Ganz Numidien stand unter seinen Befehlen, und das war der Zweck, den er zu erreichen sich vorgesetzt hatte. Sein unersättlicher Ehrgeitz würde ihm zwar nicht erlaubt haben, sich dabey zu beruhigen. Numidien hatte seine Gränzen, und bloß diese Betrachtung würde ihn angetrieben haben, sie so weit hinaus zu setzen, als es ihn nur immer möglich gewesen wäre. Das Niedermetzeln der Soldaten war ihm ein sehr angenehmes Schauspiel. Er sahe nie heiterer aus, als wenn er Menschenblut fliessen sahe. Das klägliche Gewinsel der Verwundeten, das letzte Röcheln der Sterbenden war ihm die angenehmste Music. Das Mitleiden war ihm eine unbekannte Leidenschaft, dessen Stellung und Sprache er nur annahm, um sich seine ganze Armee zu Leibeignen zu machen. Der Krieg und die Ehre hatten vor ihn so viele Reitze, daß er seinen vertrautesten Freund würde überzogen haben, wenn er keinen Feind gehabt hätte. Jugurtha hatte also seinen Ehrgeitz noch nicht gesättiget, denn er war einem Meer ähnlich, das keinen Grund hat; aber er hatte doch den ersten Schritt gethan, der ihn viele an-

dere und wichtigere hoffen ließ. Er würde mit Numidien nicht zufrieden gewesen seyn, wenn er es ruhig hätte besitzen können, und mit eben demselben Gelde, mit welchen er sich dieses Königreich erkauft hatte, würde er endlich, ganz Rom unter seine Gewalt zu bringen, bedacht gewesen seyn.

Aber noch zur rechten Zeit trat Memmius ein Tribun auf, der die zeitherige schändliche Aufführung des Senats verabscheuete, und überführte das Volk von der grossen Gefahr, die dem ganzen Staate bevorstand. Das Gewissen schlug dem Senate. Man schämte sich seiner Handlungen, und suchte sie dem Schein nach zu verbessern. Schon war eine Armee geworben, und dem Jugurtha der Krieg angekündiget. Jugurtha erfuhr es. Er bekam von dem Ungewitter Nachricht, das sich über ihn zusammen zog. Er grif zu seinen gewöhnlichen Waffen, nemlich zu seinem Gelde, um es zu zerstreuen. Sein eigner Sohn, der mit diesen Waffen hinlänglich gerüstet war, trat mit demselben in Italien ans Land. Aber man verstattete ihm diesmal kein Gehör. Jugurtha sollte sein Königreich verlassen, er sollte sich selbst in die Hände der Römer liefern, oder er, der Sohn dieses Königs sollte binnen zehn Tagen Italien räumen; das war der er-

ste Befehl, den er erhielt, und dem er nachkommen muste. Calpurnius führte die Truppen nach Africa ab. Er war kein ungeschickter General. Er konnte Strapatzen ertragen, er hatte Verstand, er überließ sich keiner Uebereilung, er handelte mit der grösten Vorsicht, er verstand den Krieg, und konnte Gefahren und versteckten Nachstellungen geschickt ausweichen. Er schien also der Mann zu seyn, von dem man hoffen konnte, daß er den Jugurtha demüthigen werde. Seine ersten Unternehmungen waren auch überaus glücklich. Er machte viele Gefangene, nahm einige Städte ein, und fiel überhaupt Numidien mit vielen Ungestüm an. Wie vielen Ruhm würde sich nicht dieser Consul erworben haben, wenn er eben so geschickt gewesen wäre, seinen Geitz zu besiegen, als er Städte und Länder erobern konnte. Aber dies war die verächtliche Klippe, an der er scheiderte. Der Glanz des Geldes hatte mehr Gewalt über ihn als Schwerd und Bogen. Die Geschenke des Jugurtha machten bald seine Waffen stumpf, und hemmten die geschwinden Schritte seiner siegreichen Armee. Es befand sich ein angesehener Römer, Scaurus bey ihm, der wegen seiner edlen Denkungsart von jedermann geschätzt wurde. Aber sein Geitz benahm ihm bald diese

rühm-

rühmlichen Vorzüge. Durch denselben ließ er sich verleiten, ein Verräther seines Vaterlandes zu werden, und sich mit dem Jugurtha in ein schandbares Verständniß einzulassen. Man verglich sich mit dem Jugurtha, man machte einen Waffenstillestand, und Calpurinus gieng nach Rom um die ganze Sache beyzulegen.

Wenn Rom keinen Memmius gehabt hätte, würde es vielleicht izt ein Raub seines Eigennutzes geworden seyn. Aber dieser würdige Tribun, der ein wachsames Auge auf das Betragen des Senats hatte, und der viel zu edel dachte, als daß er dem Golde die Liebe zum Vaterlande aufgeopfert hätte, konnte die Schande ohnmöglich ertragen, die der Consul der ganzen Republik zugefügt hatte. Er drang darauf, sich des Jugurtha zu bemächtigen, und ihn nach Rom zu bringen. Es kostete dieses wenig Mühe, da er sich in dem römischen Lager befand, wo er nichts zu befürchten hatte, weil alle Römer seine Freunde waren. Der Prätor Caßius erhielt den Auftrag, diesen Entschluß des Volks zu vollziehen, und Jugurtha, nachdem er Versicherungen erhalten hatte, daß man ihm kein Leid zufügen würde, ließ es sich auch gefallen, dem Caßius nach Rom zu folgen.

Jugurtha stand nun vor den Augen seiner Richter. Aber erzitterte er wohl vor diesem Anblick? Schien er nun die Hofnung aufzugeben, seine Schandthaten fortzusetzen? Befürchtete er Königreich und Freyheit zu verlieren, da er wohl wuste, wie sehr er beydes gemißbraucht hatte?

Seine Verbrechen, derentwegen er sich vertheidigen sollte, waren groß und unverantwortlich. Der schändlichste Undank gegen seinen grösten Wohlthäter den Micipsa, sein zwiefacher und äusserst grausamer Bruder-Mord, seine unmäßige Herrschsucht, der Ungehorsam gegen die Befehle des Senats, und die verabscheuungswürdigen Bestechungen womit er die Römer zeither hintergangen; dies war der Inhalt der Anklagen, die gegen ihn in der Versammlung des Volkes geführet wurden.

So unerschrocken auch sonst Jugurtha jederzeit auch in den äussersten Verlegenheiten sich gezeiget hatte; so würde es ihm doch nicht zu verdenken gewesen seyn, wenn er nun auf einmahl allen seinen Muth hätte sinken lassen. Keine einzige Ausflucht, die nur einigen Schein der Gerechtigkeit gehabt, hatte er vor sich: und itzt schien es auch, als würde das einzige Mittel, das ihn noch retten könnte, seine Geschenke fruchtloß seyn, da die Römer sich

ihrer übertriebenen Geldsucht zu schämen schienen, da sie ihn seiner Bestechungen wegen mit anklagten, und auch schon seinen Sohn mit allen seinen Summen zurück geschickt hatten.

Doch Jugurtha kannte die Römer besser. Er war vollkommen überzeugt, daß ihn auch diesesmal sein Geld vor aller Strafe schützen würde; wenn er es nur an gehörigen Orte recht anbringen könnte.

Cajus Bäbius war der erste, an den er sich mit seinen Geschenken wendete. Dieser, da er ein Zunftmeister, und zugleich eben so geldsüchtig als unverschämt war, besaß alle Vollkommenheiten, die der, den Jugurtha zu seiner Errettung suchte, besitzen muste; und es kostete nicht viel Mühe ihn dahin zu bringen, daß, da man dem Könige sich zu vertheidigen, und die mitschuldigen Römer anzugeben befahl, er ihn ein Stillschweigen auferlegte.

So eifrig der Rath sich vorher gestellet, und so nachtheilig seinem Ansehn dieses Bezeigen des Tribuns war; war er doch froh, daß er auf die Art von einer Untersuchung befreyet wurde, an die er so schwer gegangen. Ohnerachtet der König zu seinen groben Lastern den schändlichsten Meuchelmord hinzufügte, den er an den Maßiva, der eben zu der

Zeit Schutz vor ihm bey den Römern suchte, begehen ließ; so reisete er doch ungestraft aus dieser geldgierigsten Stadt wieder zurück. Ein Theil der Bürger begnügte sich damit, daß durch seine Gegenwart ihre Reichthümer einen ansehnlichen Zuwachs erhalten; und die übrigen musten sich mit den schmeichelnden Gedanken unterhalten, sie haben den mächtigen und kriegerischen König Numidiens sich vor ihnen als seinen Richtern stellen gesehen.

Zehender Abschnitt.

Fortsetzung dieses Krieges mit Jugurtha.

Bis hieher haben wir die Römer auf einer Seite kennen gelernet, die ihnen nicht anders als höchst schimpflich seyn muste. Ihre Begierde immer mehr Reichthümer zu besitzen, war nunmehro schon zu dem niederträchtigsten Geitz ausgeartet, welches dann ordentlicher Weise die fruchtbarste Mutter aller Laster wird. Statt der so edlen Liebe zum Vaterlande, der man sonst alles und sich selbst aufopferte; kostete es jetzt den mehresten wenig Ueberwindung, die Ehre und Wohlfahrt ihres Staates um wenig Geld zu verkaufen.

Doch, bis itzt war diese Verdorbenheit noch nicht biß zu den allerhöchsten Grade gestiegen. Wenigstens herrschte noch einige Empfindung gegen das, was man edel nennet. So lange sie freylich das Geld, so Jugurtha anboth, vor Augen sahen, wurden sie so verblendet, daß sie auch die gröbsten Verbrechen übersehen konnten: so bald er aber von Rom entfernet war, so verschwand der Nebel vor ihren Augen wieder. Es durfte nur einmal ein redlich gesinneter auftreten, und ihnen ihre Niederträchtigkeit vorwerfen, so fingen sie an, sich zu schämen.

Eben so gieng es auch jetzt in Rom. Kaum war Jugurtha aus Italien, so suchte man alles was geschehen zu zernichten, und wieder gut zu machen. Der schimpfliche Friede, den man dem Könige zugestanden, wurde aufgehoben, man kündigte ihm von neuen den Krieg an, und ließ seine gröste Sorge seyn, ihm einen General entgegen zu stellen, der ihm vollkommen gewachsen wäre.

Noch fehlete es zwar Rom nicht an tapfern und zugleich glücklichen Feldherrn. Mehr als einer sind uns in eben diesem Kriege als wahre Helden bekannt geworden, deren Nahme nachher überal furchtbar war. Allein Klugheit, Erfahrung, Tapferkeit und

Glück

Glück waren die geringsten Vollkommenheiten die zu einem Feldherrn erfordert wurden, der gegen den Jugurtha eine Armee anführen sollte. Die gröste Macht, auf die sich dieser Numidier verließ, waren seine Reichthümer, und gegen diese waren die mehresten Römer zu schwach. Aber einen Feldherrn zu finden, der gegen die Angriffe, die damit auf ihn gethan würden, unüberwindlich sey, war schon etwas sehr schweres.

Metellus war derjenige, zu welchen alle Römer einmüthig das rühmliche Zutrauen hatten, daß er alle diese Vollkommenheiten zusammen besitze.

Je weniger tugendhafte Männer eine Stadt aufweisen kann; desto mehr fallen die in die Augen, die es noch sind; denn darinnen bestehet ein Haupt-Vorzug des Tugendhaften, daß ihn auch der Lasterhafteste bey sich verehren muß. Eben dieses war die Ursache warum Metellus einer der angesehensten Rathsherrn in Rom war. Besonders aber machte seine Redlichkeit und uneigennütziges Wesen, daß jetzt da die Römer die Schande und den Schaden, der ihnen durch den Geitz ihrer Obrigkeiten zugezogen worden war, wieder gut machen wollten; jeder alle seine Hoffnung auf den Metellus setzte, so daß man ihm

 alles

alles, was er nur verlangte, mit Freuden verwilligte.

Doch man gehe nur die Geschichte dieses Krieges, den er geführet, durch; überal wird man finden, daß er auch alle übrigen Eigenschaften, die zu einem grossen General erfordert werden, besessen habe.

Er fand eine Armee, welche man bloß daran erkannte, daß es eine römische Armee seyn müsse, weil die Verdorbenheit der Sitten, die in Rom herrschte, bey ihr in ungleich höhern Grade eingerissen war, und wo man auch nicht die geringsten Spuren einiger Kriegs-Zucht antraf. Wenn wir ihn aber mit eben dieser Armee, in so kurzer Zeit die wichtigsten Siege gegen einen der grösten Generale, gegen eine streitbare Armee, in steilen und unwegsamen Gegenden erfechten sehen, so muß uns die gänzliche Umbildung eines so verwilderten Haufens zu Soldaten, die er in so kurzer Zeit bewerkstelligte, mit der grösten Hochachtung gegen ihn erfüllen.

Seine Vorsicht auf seinen Märschen, seine Wachsamkeit im Lager, wo auch nichts zu fürchten zu seyn schien, verdienen billig, daß jeder General sie sich zum Muster vorstelle.

Hätte Metellus unter seinen Unterfeldherren keinen gehabt, der ihn seinen Ruhm

und Glück beneidet, und an sich zu reissen gesucht hätte; so würde er vielleicht zu den wenigen Feldherren gehören, von welchen uns keine Fehler bekannt worden sind.

Es ist zu bewundern, so besorgt und geschickt man auch sonst ist, seine schwache Seite, die man hat, zu verbergen, so ist man es doch gemeiniglich da am wenigsten, wo man es am mehresten seyn sollte, nemlich wenn man an derselben angegriffen wird. Eben so gieng es den Metellus. Die Begierde nach Ruhm, und sich immer einen grössern Nahmen zu machen, war bisher die vorzüglichste Triebfeder aller seiner Handlungen gewesen. Noch ehe er Numidien betrat, war ihm der Gedanke, daß er den numidischen Kriege ein Ende machen sollte, schmeichelnd gewesen, und flösete ihm nachher immer Muth zu seinen Unternehmungen ein.

Diese Art von Stolz ist vom Anfange der Republik ein National-Fehler der Römer gewesen. Metellus besaß ihn in einem vorzüglichem Grade, so, daß er auch nicht Herr über sich werden konnte, ihn zu allen Zeiten hinlänglich zu verbergen. Sobald man ihm hier angriff, und eine Ehre, mit der er sich schon vorher geschmeichelt, ihn zu entreissen suchte, so trug er kein Bedenken unrecht-

rechtmäßige Mittel anzuwenden, seine Absicht zu erreichen. Jedermann sahe nun, daß das, was man als eine edle Ehrbegierde an ihm geschätzt hatte, ein tadelhafter Ehrgeitz sey, und sein sonst so glänzender Ruhm wurde dadurch nicht wenig verdunkelt.

Marius war der, der durch sein neidisches Betragen gegen den Metellus ihn verleitete, seine Schwachheiten zu entdecken. Er suchte es dahin zu bringen, daß ihn der Krieg gegen den numidischen König übertragen würde, damit der Ruhm, worauf Metellus zeither schon stolz gewesen war, auf ihn fallen möchte. So unerlaubt die Mittel waren, welche Marius hierzu anwendete, so unerlaubt waren die, durch welche Metellus seine Absichten zu vereiteln suchte.

Er bemühete sich vorher einzig dahin, den Jugurtha, der sich in den Wäldern verborgen hatte, zu einer Schlacht in freyen Felde zu nöthigen. Er verwüstete die Gegenden, er belagerte und eroberte die wichtigsten Festungen; aber alles, was er erhielt, waren dann und wann flüchtige Streifereyen und Ausfälle, die Jugurtha aus seinen Schlupfwinkeln that, zu welchen er, so bald Metellus ihn entgegen gieng, zurück flohe.

Dies war die Ursache, die den Metellus bewog, daß er den Vorsatz faßte, die

Ver-

Vertrauten des Jugurtha zu einer Untreue gegen ihren König zu verleiten, welchen sie ihm in seine Hände zu liefern versprechen musten.

Die Waffen, die Metellus hier gegen den Numidier brauchte, waren eben die, die jener erst gegen die Römer mit so guten Erfolg gebraucht hatte, und es mochte dieses auch wohl die Entschuldigung seyn, womit er dieses sein Unternehmen bey sich selbst rechtfertigte. Man pflegt es sich offt für erlaubt zu halten, gegen einen Niederträchtigen gleich niederträchtige Handlungen zu begehen; aber dem Bilde eines edel und redlich gesinneten Mannes ist ein solcher Zug immer unanständig und verstellend.

Wäre diese Handlung des Metellus die letzte, die uns die Geschichtschreiber von ihm erzählen; so würde durch sie alle Achtung, die wir zuvor gegen ihn gefaßt haben wieder verschwinden. Aber, eben so, wie dieser Fehler seine vorigen verehrungswürdigen Eigenschaften verdunkelt: so löschet der edle Eifer für das Wohl seines Vaterlandes, in welchen wir ihn nachher in Rom finden, und seine Standhaftigkeit, kraft der er seine Verweisung über sich nahm, diesen Fehler völlig wieder aus. Wenigstens glaube ich, diese einzige Schwachheit, die wir von ihm wissen, mache ihn des

Ruhmes den die Geschichtschreiber ihn einmüthig beylegen, daß er einer der grössesten, edelsten und tugendhaftesten Männer seiner Zeit in Rom gewesen sey, nicht ganz unwürdig.

Eine der größten Kränkungen vor ihm war es ohne Zweifel, daß, indem er die grösseste Hoffnung hatte, seine Absichten zu erreichen, er von dem Commando verdränget wurde. Marius hatte es endlich durch seine vielen Verläumdungen dahin gebracht, daß er zum Bürgermeister erwählet, und ihn der numidische Krieg übertragen wurde.

Er lieferte zwar einige wichtige Schlachten; aber, um den Ruhm, den er dem Metellus entrissen, desto eher zu geniessen, ergriff er endlich eben die niederträchtigen Mittel, die Metellus vor ihm anzuwenden angefangen. Des Jugurtha eigener Schwieger-Sohn muste seines Schwiegervaters Verräther werden, und ihn dem Marius überliefern. Und so genoß er denn die Ehre, daß er diesen so mächtigen kriegerischen und den Römern würklich furchtbaren König in Ketten vor seinem Triumph-Wagen hergehen sahe.

Ich kann die Beschreibung der Gesinnung der Römer in diesen Zeiten noch nicht schliesen, ehe ich noch eine Anmerkung hinzufüge.

Fast alle römische Geschichtschreiber, wenn sie auf diesen Zeitpunct kommen, verlassen hier den Faden ihrer Geschichte, und fügen sie hinzu, so nachtheilig sie auch den Ruhme ihrer Nation ist.

Der Stolz, der die, so von einer edlern Geburt waren, von je her beherrscht hat, war nun zu einem noch höhern Grade gestiegen, als ihr Geiz. Der Sieg, den sie über das Volk erhalten, das unter der Aufführung des Grachus sich ihnen wiedersetzt hatte, machte sie übermüthig. Man scheuete sich nicht, dem Volke die größten Ungerechtigkeiten öffentlich anzuthun, und viele Gesetze mit Füssen zu treten. Verlangte man die Güter eines gemeinen Bürgers; so war es nicht schwer, einen Vorwand zu seiner Verbannung zu finden. Alle Angelegenheiten des Staates befanden sich in den Händen einiger wenigen vom Adel. Sie bedienten sich des öffentlichen Schatzes nach ihrem eigenen Gefallen, und besetzten die öffentlichen Aemter, wie sie es ihrem Vortheil vor gemäß erkannten.

Fragt man nach der Ursache dieser Verwirrung, so fällt das einstimmige Urtheil der Geschichtschreiber auf die täglich zuwachsende Gewalt und Reichthümer der Stadt. Von ihrem ersten Ursprunge ist es eine Haupt-Neigung

gung des Adels gewesen, seine Macht und Ansehen, immer weiter auszubreiten; allein er wurde immer theils durch die vielen Kriege verhindert seinen Entzweck zu erreichen, theils war man noch zu tugendhaft, als daß man es zu solchen lasterhaften Ausschweifungen hätte sollen kommen lassen.

Seit der Zerstöhrung Charthago aber, da mit derselben die Macht Roms, und mit den Reichthümern aus Africa die Laster und Gleichgültigkeit gegen die Tugenden wuchsen, war nichts mehr, welches dem Stolz, dem Uebergang zum Uebermuth und Grausamkeit hinderte.

Eilfter Abschnitt.

Genie der Römer bey den erstern Unruhen des Marius.

Wir gehen zu dem Zeitpuncte fort, welcher einer der traurigsten für Rom gewesen, seit dem es gestanden, und wo die schrecklichsten Folgen der Mißhelligkeiten der Stände unter einander auf einmal herein brachen.

Schon lange hatten die übermäßigen Unterdrückungen des Volkes dasselbe gegen den

Senat

Senat erbittert; aber die überwiegende Macht hatte die Ausbrüche der Verbitterung verhindert.

Doch, dieses Feuer, je länger es sich im Verborgenen verhielt, desto weiter breitete es sich nachher aus, da es Luft bekam.

Bißher hatte es bloß an einem Manne gefehlet, der Ansehen und Geschicklichkeit genug besässe, ein Anführer des Volkes gegen den Senat zu werden; jetzt verschafte der Rath einen solchen dem Volke selbst, dadurch, daß er dem Marius vom Pfluge zu den höchsten Ehren-Aemtern empor steigen ließ.

Sein hoher Geist der aus ihn als einen Menschen von der niedrigsten Geburth, und der gar keine Erziehung genossen hatte, hervor leuchtete, und sein Stolz, den er neben seiner bewundernswürdigen Tapferkeit blicken ließ, hätten ihm gar bald dem Rathe furchtbar machen müssen, wenn er nicht durch sein listiges Betragen ihm die Meynung beygebracht, daß er seine Macht zu unterstützen suche, indem er daran arbeitete, sie zu untergraben.

Seine Begierde nach Ehre trieb ihn gar bald aus seinem niedrigen Geburts-Orte, und von den Arbeiten eines Tagelöhners zu der Armee der Römer gegen die Charthaginenser. Der Ruhm, den er hier davon trug, bahnete ihm

ihm den Weg zu einigen Ehrenstellen in Rom; und die treue Verwaltung derselben brachte ihn bey allen in die Achtung, daß man ihn der wichtigsten Aemter vor würdig hielt. Man kannte ihn immer als einen tugendhaften und unerschrockenen Mann, biß er endlich, nachdem er die höchsten Würden erreichet hatte, und sich durch seine eigene Macht darinnen schützen konnte, es nicht mehr vor nöthig hielt, seinen ihm wesendlichen Charakter zu verbergen.

Metellus machte ihm den Schritt zu der höchsten obrigkeitlichen Würde, den er vielleicht in vielen Jahren noch nicht würde haben thun können, überaus leicht, dadurch, daß er ihn zu seinem Unterfeldherrn gegen den Jugurtha ernannte.

Desto undankbarer war es von ihm, und desto eher hätte es ihn verhaßt machen müssen, daß eben dieser Metellus der erste Gegenstand seiner Niederträchtigkeiten seyn muste, daß er ihm hinterlistig seinen Ruhm zu verdunkeln suchte, daß er ihm das Commando entriß, und es endlich gar dahin brachte, daß er in das Elend verwiesen wurde.

Je unwürdiger er sich aber hier schon des Ruhmes eines Edlen und Tugenhaften machte, desto würdiger machte er sich des Nahmens eines tapfern Generals, welchen er sich

durch fast unzählige wichtige Siege erkaufte.

Zwar es sind zwey der wichtigsten Eigenschaften eines grossen Feldherrns, daß er ein Freund der Wissenschaften ist, und daß seine Sitten durch eine edle Erziehung ausgebildet sind. Beyde Vollkommenheiten fehleten ihm. Theils aber wurden sie durch das Glück, welches alle seine Unternehmungen begleitete, theils durch die Liebe der Soldaten, die er sich dadurch, daß er allenthalben selbst Hand anlegte, erwarb, hinreichend ersetzet, so, daß so lange er an der Spitze einer Armee stand, man den Mangel derselben im geringsten nicht verspürete.

Hätte Marius beständig Kriege ausser Rom zu führen gehabt, so würde er gewiß dem Staate solche Dienste geleistet haben, als je ein Römer ihm geleistet hat. Da man ihn aber einige Zeit müßig in Rom muste sitzen lassen; wurde er dem Staate eben so, ja vielleicht noch mehr schädlich, als nützlich er sonst würde gewesen seyn.

Niemand ist mehr geneigt und mehr geschickt Unruhen in einem Staate zu verursachen, und ihn gänzlich über den Haufen zu stürzen, als ein Mensch, den ein unersättlicher Durst nach Ehre quälet, und dessen einziges

Ver-

Verdienst darinn bestehet, daß er ein guter Soldat, und im übrigen zu allen Lastern gleich geschickt ist. Ein solcher Mann war Marius, und es konnte mithin nicht fehlen, Rom muste gleiches Schicksal von ihm erfahren. So bald er im Felde keinen Feind mehr vor sich fand, an welchen er Ehre erfechten konnte; suchte er sich welche in Rom auf, so, daß er bald ein Rebell gegen den Senat, und nachher ein Tyrann des Staates wurde.

Freylich muste es seinem Stolze eine unerträgliche Kränkung seyn, wenn er an seine niedrige Geburt dachte, und den Stand, aus welchen er entsprossen war, unter unsäglichen Druckungen des Senates seufzen sahe. Denn noch immer waren die übermäßigen Unterdrückungen der Niedern und die Sättigung ihres übermüthigen Stolzes ein Hauptgeschäfte der Vornehmern. So oft Marius um eine Ehrenstelle anhielt; so oft wurde ihm seine Geburt auf die empfindlichste Art vorgerückt: und so treu er sich in den niedern Aemtern, die er erhielt bezeigte; so viele Schwürigkeiten wurden ihm seines Standes wegen in den Weg geworfen, wenn er sich um ein höheres bewarb. So zündete der Stolz des Adels der seiner Ehrsucht ein Anstoß war, zuerst das Feuer des Aufruhrs in dem Gemüthe des Marius an, sein

Neid und seine Rachbegierde gegen seine Nebenbuhler in der Ehre, die er unter ihnen fand, machten, daß es öffentlich ausbrach, und seine übrigen Laster trugen alle das ihrige dazu bey, daß seine Grausamkeit alle Schranken überstieg.

Nichts konnte ihm leichter fallen, als sich einen Anhang zu verschaffen.

In dem Gemüthe eines jeden einzelnen Bürgers herrschte ein gleicher Geist des Aufruhrs gegen den Senat. Nie würde Marius aller seiner Kunstgriffe ohngeachtet in so frühen Alter, so offt gegen verschiedene Gesetze, und gegen so ernstlichen Widerstand des Adels die höchsten Aemter erreicht haben; wenn nicht dem Volke daran gelegen gewesen wäre, einen aus sich aufzustellen, der dem Adel eine Kränkung und ein Gegenstand des Neides seyn sollte.

Jedermann wünschte nichts sehnlicher, als das Ansehen des Senats geschwächet, und sich zu ihrer vorigen Freyheit erhoben zu sehen.

Jetzt wurden sie auf einige Zeit dieses ihres Wunsches gewähret. Marius, nachdem er sich mit noch einigen, die ihm an Unverschämtheit gleich waren, verbunden hatte, schlug ein Gesetz nach dem andern vor, wel-

ches das Ansehen des Senats schwächte, und was er vorschlug, setzte die Wuth des Pöbels mit Gewalt durch. Man vertrieb die mehresten Väter der Stadt, die noch einiges Ansehen und Macht hatten, die Rechte ihres Ordens zu vertheidigen, und zuletzt muste sogar der Senat dem Volke einen Huldigungs-Eid ablegen, daß er alle Gesetze des Volkes ohne Widerspruch billigen wollte.

Gewiß, eine Demüthigung vor den Senat, dergleichen er noch nie erlitten, und die ihn unerträglich schwer fallen muste.

Und so triumphirte denn endlich einmal das Volk, das bey allem Scheine der Freyheit, darauf es immer noch stolz gewesen war, in der Sclaverey des Senats geseufzet hatte, und warf, wie wohl nur auf eine kurze Zeit, ein Joch von sich, an dessen Stelle es hernach ein ungleich härteres auf sich nehmen muste.

Zwölfter Abschnitt.

Fortsetzung dieser Unruhen durch die Zwischenkunft des Sylla.

Rom hatte nun eine ganz andere Gestalt. Vorher war die Regierung des Staates in den Händen des Senats gewesen, itzt war sie in den Händen des Volkes, oder eigendli-

eigendlich in den Händen des Marius und einiger nichtswürdiger Anhänger desselben. Vorher hatte das Volk unter dem übermäßigen Drucke des Adels geseufzet; jetzt seufzte der Senat über die überlegene Macht des Volkes, und die Kränkungen, die seinem Ansehen angethan wurden.

Wäre nur die Begierde den Senat zu stürzen und das Volk an das Ruder zu setzen die einzige Absicht des Marius gewesen, so würde gewiß, nachdem er diese Absicht erreicht hatte, das Volk weit längere Zeit sein von neuen erhaltenes Ansehen haben behaupten können, als es würklich that. So bald er aber anfing, seine Macht gegen einzelne Bürger zu gebrauchen, und allenthalben Privat-Rache ausübte, gab er selbst Gelegenheit dazu, daß er bald von einer andern Macht unterdrückt und dem Senate das Uebergewicht wieder gegeben wurde.

Dieses ist nun eigentlich der Zeitpunkt, in welchem der Geist des Aufruhres und der Empörung, der so lange Zeit in Rom in geheim geherrscht hatte, so fürchterliche und schreckliche Verwüstungen anrichtete, wo es fast noch mehr zu bewundern ist, daß Rom noch hat bestehen können, als nach der Schlacht bey Cannas.

Ganz Rom theilte sich nun in zwey Partheyen, beyde hatten wechselsweise die Oberhand, und waren sorgfältig darauf bedacht, alle die, die wegen ihrer Macht und Ansehen zu fürchten waren, aus dem Wege zu räumen. Marius nebst seinen Mitverschwornen war der Anführer der einen, und Sylla der andern, ein Mann von einem ausserordentlichen Charakter, in welchem gerade sich entgegen stehende Neugungen eine seltsame Vermischung ausmachten. Sylla war ein weibischer Wollüstling, und der beste Soldat, der zärtlichste Weichling, und der blutdürstigste und härteste Wütrich, der grausamste Tyrann, und der großmüthigste Befreyer seines Vaterlandes, welchem er, nachdem er sich zum Monarchen darinnne gemacht hatte, freywillig seine vorige Freyheit schenkte.

Niemand schickte sich mehr zum Gegner des Marius als eben er, denn er war ein gleich grosser General, und zugleich in einem gleichen Grade lasterhaft.

Schon seine edle Geburt machte ihn zum Feinde des Marius, hauptsächlich aber sein Glück und seine Tapferkeit im Kriege, und die Ehre, die er sich dadurch erworben, daß man überal anfing, ihn den Marius vorzuziehen. Dies war hinreichend genug, daß sich

Marius mit seiner Parthey hauptsächlich gegen ihn verschworen, und seinen ganzen Haß, den er gegen seinen Orden gefaßt hatte, an ihm auszuüben suchte.

Marius wollte ihn mit Gewalt das Commando gegen den Mithridates, das man ihn aufgetragen hatte, entreissen. Sylla entflohe den Grausamkeiten der Mitverschwornen des Marius, welche aber an den zurückgebliebenen Freunden und Güthern desselben ausgeübt wurden. Dieß war der erste Ausbruch des Hasses und der heimlichen Verfolgungen beyder Partheyen in Thätlichkeiten, und von der Zeit an verfloß nachher viele Jahre hindurch fast kein Tag, da nicht eine grosse Menge Römer von Römern auf das grausamste umgebracht wurden. So hoch war die Nachbegierde, und die Wuth beyder Partheyen gegen einander gestiegen, daß weder die Zeit, noch der traurige Anblick der Scenen, die ihnen täglich vor Augen gestellet wurden, sie nur in mindesten lindern konnte. Eine undenkliche Menge Bürger, mehr als vielleicht der hartnäckigste Krieg aufgerieben haben würde, wurden innerhalb den Mauren ihrer Vaterstadt auf das grausamste nieder gemacht. Auch das Heiligste, das man vielleicht kannte, die Bündnisse der Gastfreyheit waren nicht so un-

verletzlich, daß sie nicht hier hätten sollen gebrochen werden. Brüder und Blutsfreunde stritten gegen einander, und die besten Freunde machten sich kein Gewissen einander ihren Feinden auszuliefern.

Einen neuen Beweiß von der Allgemeinheit des Geistes des Aufruhres unter den Römern geben uns noch zwey sonst berühmte Männer, welche in diese Händel sich einmischten, Sertorius und Pompejus Strabo. Jener, ein Mann, dessen Tugend, Redlichkeit und sanftmüthiges Betragen, einmüthig von allen, die ihn in ihren Geschichtbüchern nennen, gerühmet wird, ließ sich auch verleiten, sich unter die Armee des Cinna, des Haupt-Anhänger des Marius, zu begeben, und gegen seine Vaterstadt zu fechten. Es sey drum, daß er auch einen Privat-Haß gegen den Sylla gefaßt hatte; so ist es doch ausgemacht, daß seine niedrige Geburt an dem Schritte, den er hier that, den grösten Antheil gehabt hat.

Pompejus, ein Bürgermeister, der an der Spitze einer Armee stand, und auf den die Stadt, als ihr Marius eine Belagerung androhete, eine nicht geringe Hoffnung gesetzt hatte, hegte eine ganz andere Gesinnung. So wie Marius und Sylla, so wollte auch er sich zum unumschränkten Herrn machen.

Er sahe es mit Vergnügen an, daß diese zwey Partheyen mit so vieler Wuth einander aufrieben, damit, nachdem beyde einander geschwächet, es ihm desto leichter fiele, auf den Ruinen des Staates sich einen Thron zu errichten. Er verzog so lange, bis Rom in der äussersten Noth war, und alles, was er nachher that, war dies, er lieferte eine Schlacht, die der Stadt keinen Vortheil, dem Feinde aber keinen Schaden brachte.

Daß Sylla endlich die Oberhand behielt, nachdem Marius vom Alter, von den vielen Beschwerlichkeiten und der Furcht vor der Zurückkunft des Sylla verzehret gestorben war, ist bekannnt. Er hub den Senat über das Volk wieder empor, doch so, daß das Volk unter dem Senat, und der Senat unter ihm, so wie vorhin der Senat unter dem Volk, und das Volk unter dem Senat stand.

Sich selbst machte er zum höchstem Oberhaupte, und herschte einige Zeit ohne Widerspruch als ein Tyranne Roms. Zuletzt aber, da niemand mehr sich ihm widersetzen wollte, legte er wider aller Römer Vermuthen seine Würde freywillig nieder, und wählete sich selbst das Privat-Leben, eine Handlung, davon der Grund einen jeden immer ein unerklärliches Räthsel geblieben ist.

War es Großmuth, die ihn dazu antrieb, so war es gewiß die erste Handlung, wodurch er diese Tugend zeigte. Doch war man es schon von ihm gewohnt, daß er zu verschiedenen Zeiten einen ganz verschiedenen Charakter annahm. Wenigstens war die Veränderung, die jetzt in ihm vorgieng, nicht grösser, als die war, da er aus dem Genuß aller Weichlichkeiten, und aus den Armen der liederlichsten Weibes-Personen zu der Armee gieng, und sich als den tapfersten Soldaten zeigte.

Sehen wir aber nun auf den Zustand Roms selbst, in welchen es sich bey den Unruhen befand; so war dieser ganz ausserordentlich sonderbar. Das gegen alle seine Feinde unüberwindliche Rom war gegen seine eigenen Unterthanen wehrloß; es schrieb andern Nationen Gesetze vor, und war nicht im Stande, seine eigenen zu vertheidigen.

Bey dem allen aber zeichnete sich eine ganz auserordentliche Kleinmüthigkeit bey den Römern aus. Diese beyden Generale hatten sich gegen ihre Feinde furchtbar gemacht; nun furchten sich die Römer selbst vor ihnen. Daher kam es denn freylich, daß der, der in den Angesichte Roms war, die Oberhand behielt. Fehlete der Anführer der einen Parthey, so hatten

hatten auch seine übrigen Anhänger keinen Muth sich ihren Gegnern zu widersetzen.

Es ist gar nicht die Rede davon, ob es dem Staate würde nützlich gewesen seyn, wenn man sein Leben wieder gegen Blut verkauft hätte, als daß man ohne alle Gegenwehr und freywillig sich abschlachten ließ. So viel aber sehen wir doch, in den Römern herrschte nicht mehr der Heldenmuth, der ehedem in ihnen geherrscht hatte, und wie ihre Macht von aussen nach und nach zunahm, eben so nahm sie nach und nach von innen ab.

Dreyzehender Abschnitt.

Von den Catilinarischen Unruhen.

Mit der Monarchie des Sylla, denn das war seine Regierung eigendlich, höreten nun freylich die Unruhen und Gewaltthätigkeiten in Rom vorjetzo auf. Der Rath, hatte sein voriges Ansehen wieder, und der erste Anfang einer neuen Empörung war allezeit mit mehrerer Gefahr verbunden; allein der innere Haß und Verfolgungs-Geist beyder Partheyen unter einander dauerte noch immer fort. Die ganz neue Erhebung des Se-

nats machte die Parthey des Volkes neidisch, ihn selbst aber von neuen übermüthig.

Fast keine Familie war jetzt in Rom, die nicht über den Verlust oder die Verbannung eines ihrer Freunde, und den Verlust ihrer Güter in Trauer versetzt worden war. Dies vermehrte ihre Rachbegierde um ein merkliches, so daß man überal darauf dachte, seinen Feinden ein gleiches Unglück zuzufügen.

Hierzu kam aber jetzt noch ein neuer Umstand, welcher eine neue Empörung weit leichter, aber auch weit gefährlicher machen muste, als aller Haß dieser beyden Partheyen gegen einander. Man sahe, daß die, so in den letzten Unruhen am wüthendsten gewesen waren, und besonders die Soldaten des Sylla, die zuletzt die Oberhand behielten, sich ungemein ansehnliche Schätze gesammlet hatten, ein Umstand, der damals fast jedem Römer die bürgerlichen Unruhen als etwas sehr reitzendes vorstellete.

Die Verschwendung in Rom war allgemein, und mithin die Reichthümer der allgemeine Gegenstand aller Wünsche der Bürger. Wir wissen, die alle Gränzen übersteigende Verschwendung des Lucullus; und wen sind wohl die Summen unbekannt, welche den Cäsar aufhielten, als er nach Spanien

nien abgehen wollte? Die mehresten aber sahen keinen andern Weg vor sich, ihre ungestümen Glaubiger zu befriedigen, als die Plünderung ihrer eigenen Mitbürger.

Unter solchen Umständen war es nun nicht so wohl zu verwundern, daß Rom seine jetzige Ruhe nicht lange genoß, als vielmehr, daß man überal ganz unbesorgt vor ein neues Unglück war, als Catilina seine Unruhen anfieng.

Dieser, ein Mensch, dessen Seele eben so wie sein Cörper ganz vorzügliche Gaben besaß, sahe die Schwäche seines Staates gar bald ein. Da er aber zu allen, was lasterhaft ist, immer gleich geneigt als geschickt war, entstund in ihm der Entschluß, sich derselben zu seinem Vortheil zu bedienen.

Der Haß gegen den Senat hatte bey ihm gar keinen Antheil, an dem Vorsatz, den er fassete. Er selbst war aus dem angesehenstem Geschlechte entsprossen, und hatte auch vorher unter der Armee des Sylla, des vorgegebenen Vertheidigers der Macht des Adels gedienet. Bloß, seine fast unübersehbaren Schulden, in die ihn seine schändliche Lebensart gestürzt hatte, brachten ihn dahin, daß er sein Vaterland umzustürzen, und aus dessen Ruinen sich Reichthümer zu sammlen suchte.

Ich habe nie ohne Entsetzen seine Anschläge lesen können. Der gröste und angesehendste Theil des Raths sollte ermordet und die Stadt an verschiedenen Orten angezündet werden; bey der dabey nothwendig entstehenden Bestürzung wollte er mit seinen Gefährten ihre Glaubiger umbringen, die Häuser der Reichsten plündern, und sich dann zum unumschränkten Herrn über die Ueberbleibsel des Staats machen.

Die Nachrichten, die uns die Geschichtschreiber davon geben, würden uns unglaublich fallen müssen, wenn sie uns nicht zugleich viele andere, fast eben so unglaublich scheinende Schandthaten, deren er fähig gewesen, erzähleten.

Noch mehr aber müssen wir uns verwundern, wenn wir die Nahmen derer lesen, welche Antheil an seinen Unternehmungen gehabt. Viele werden uns genannt, welche würklich im Rathe sassen, ja, welche Bürgermeister ehedem gewesen waren, und jetzt die schändlichen Anschläge des Catilina mit auszuführen auf das feyerlichste sich verschworen. So allgemein herrschten die Laster in Rom, und so weit war man in der Fertigkeit, sie auszuüben, gekommen.

Ich

Ich behaupte nicht, daß alle bloß die Begierde, reich zu werden, zu der Parthey des Catilina getrieben habe. Unter sehr vielen herrschte eine ganz verschiedene Neigung. Sie suchten nicht sowohl die Güter ihrer Mitbürger, als die höchste Gewalt über sie, zu erhalten. Alle aber kommen darinn überein, daß sie das, was ihnen am heiligsten hätte seyn sollen, ihr Vaterland allen ihren Neigungen aufzuopfern, fähig waren.

Die Gefahr, in welcher Rom sich befand, war sehr groß; aber desto grösser war der Verdruß des Cicero, da er durch seine Wachsamkeit, dieses, sein Vaterland, daraus errettete. Er bemerkte das Feuer, das auf den ganzen Ruin des Staates beruhete, ehe es noch in volle Flamme ausbrach, und war so glücklich, es in seinem Entstehen zu erstücken. Er entdeckte dem Senat das vom Catilina zu bereitete Unglück, und brachte es dahin, daß er, da er sich nicht mehr für sicher in einer Stadt halten konnte, in der ihn jedermann als seinen Feind ansahe, entfliehen muste. Seine Mitverschwornen wurden hingerichtet, und er selbst vor einen Feind des Vaterlandes erkläret, und ihm weiter nichts übrig gelassen, sich vor der Strafe zu schützen, als die Waffen. Nun war Rom ausser Gefahr. Gegen

gen einen Feind wie Catilina war, konnte es sich auf den tapfersten Beystand eines jeden Bürgers verlassen. So tapfer Catilina fochte, so machte doch eine einzige Schlacht seiner Verschwörung ein Ende.

Aller Ruhm wegen dieser so glücklichen Endigung dieser Unruhen fiel auf den Cicero. Jedermann sahe ihn als den Erretter seines Vaterlandes an. Ich selbst glaube, daß unter allen Lobes-Erhebungen, die dem Cicero in andern Absichten beygelegt werden, er sich keiner mehr würdig gemacht habe, als des Nahmens eines Patrioten. Das Betragen seiner Feinde will mich hierzu nöthigen. So wie der Neid vieler Mißgünstigen ein Zeugniß von unserm Glücke ist, so ist die Feindschaft vieler Lasterhaften ein stark redender Beweiß von unsern Tugenden. Cicero war der, welchen Catilina unter allen zuerst und am sorgfältigsten zu ermorden suchte, und nach dem Tode dieses Feindes seines Vaterlandes war er auch der erste Gegenstand der Verfolgungen des Clodius.

Von diesem leztern müssen wir zwar gestehen, daß wir ihn, so lasterhaft er uns auch übrigens geschildert wird, doch weder des Verdachtes, daß er nach den Gütern seiner Mitbür-

ger, noch dessen, daß er nach der höchsten Gewalt im Staate gestrebt, mit Gewißheit beschuldigen können. Wenigstens gegen den letztern hat er sich nicht wenig dadurch gerechtfertiget, daß, da ihn seine Geburt unter den Adel gesetzt hatte, er sich, um ein Zunftmeister des Volkes zu werden, in dem Orden der gemeinen Bürger versetzen ließ. Mit desto mehrerer Gewißheit aber können wir das von ihm sagen, daß er von andern, welche diese Absicht gehabt, sich als ein geschäftiges Werkzeug hierzu hat brauchen lassen. Er suchte verschiedene dem Staate würklich nachtheilige Gesetze durchzutreiben, und um seine Absicht zu erreichen, war seine erste Sorge, wie er den Cicero aus der Stadt entfernen möchte, als fast der einzige, der ihm in seinen Unternehmungen hinderlich fallen könnte.

Ich gestehe zwar, daß die anzüglichen und oft ins Niederträchtige fallende Spöttereyen, die Cicero gegen diese Art Leute ausstieß, eine Hauptursache seiner Verbannung aus Rom gewesen sind; aber eben diese Reden waren doch erst eine Folge seines patriotischen Eyfers. Ich glaube immer, daß er zu denen gehöre, welchen ihre Verbannung aus Rom zum allergrösten Ruhm gereicht hat,

so

so äusserst kleinmüthig er sich auch dabey bezeigte, ein Fehler, den wir schon oben an den Römern bemerkt haben, und welcher der Person des Cicero nichts weniger als anständig war. Cicero bleibt immer in den Augen eines jeden ein Mann, der sein Vaterland aufrichtig liebte, und der ihm durch seine Vorsicht und Klugheit, durch seine ausgebreitete Gelehrsamkeit und besonders durch seine Beredtsamkeit die wichtigsten Dienste geleistet hat.

Vierzehnter Abschnitt.

Zustand von Rom, in der Theilung der Regierung zwischen Pompejus Cäsar und Crassus.

Durch den Tod des Catilina und seiner Mitverschwornen war Rom abermals von einer ansehnlichen Menge seiner Feinde errettet worden, und noch immer behauptete es wenigstens den Schein eines freyen Staates. Doch die allergefährlichsten und mächtigsten Feinde seiner Freyheit nährete es schon zu eben der Zeit innerhalb seinen Mauren, und gab ihnen fast täglich mehr Macht gegen sich selbst in die Hände.

Es

Es ist zu bewundern, Rom, das schon einigemal der Raub seiner eignen Bürger, welchen es zu viel Ansehn gegeben, geworden war, welches alle möglichen traurigen Folgen, die die Partheylichkeit nach sich ziehen kann, erlebt, und oft ganz in dem Blute seiner Bürger geschwommen hatte, dieses war noch immer nicht genug gewarnet und vorsichtig genug gemacht worden. Noch stets nach neuen Eroberungen unersättlich, hielt man einen Mann, der im Kriege sich hervor gethan, und Grenzen des Reichs erweitert hatte, für seinen grösten Wohlthäter. Man wuste nicht, wie man ihn genug dafür belohnen sollte. Aus blinden Eyfer für ihn hieng man sich Hauffen weise an ihn, sein Wille wurde ohne weitere Ueberlegung gebilliget, und alle waren bereit, seine Vorschläge mit Gewalt gegen alle, die sich ihm widersetzten, durchzutreiben.

So lange Rom lauter tugendhafte und uneigennützige Generals auftreten lassen konnte, so lange hatte man freylich von dieser Anhänglichkeit keine üblen Folgen zu fürchten. Jetzo aber, da die Begierde nach einer unumschränkten Oberherrschaft das einzige war, was sie zu grossen Unternehmungen antrieb, war allezeit ein General nachher seinem Staate um

so viel furchtbarer, je mehr Dienste er ihm vorher geleistet hatte.

Jetzt waren zwey Männer in Rom, welche das Volk vorzüglich anbetete, so, daß jeder Bürger einen Anhänger der Parthey des einen von ihnen ausmachte. Crassus, ein Mann, welcher theils seinen glücklichen Feldzügen, theils seinen alle Glaubwürdigkeit übersteigenden Reichthümern sein Ansehen zu verdanken hatte, war der eine; und Pompejus, der durch seine vielen Siege den Beynahmen des Grossen sich erworben, war der andere.

Wie viel Ursache hatte Rom jetzt wegen seines Zustandes zu zittern? — Zwey so grosse Nebenbuhler, um die höchste Gewalt, in dem mächtigsten Staate der Welt musten nothwendig voller Neid und Eyfersucht in der unversöhnlichsten Feindschaft leben. Das gewisseste, was Rom zu befürchten hatte, war der blutigste Bürgerkrieg, sobald die Mißhelligkeiten dieser Partheyen ausbrechen würden. Die Zeiten des Marius und Sylla schienen jetzt unausbleiblich zurück zu kehren.

In Rom war man nicht so kurzsichtig, als daß man dieses nicht hätte befürchten sollen. Jeder, der nur einiges Nachdenken über den Zustand Roms anstellte, war in Furcht, und als es endlich Cäsar unternahm, diese

zwey

zwey grossen Feinde mit einander zu versöhnen; brach jedermann in Lobes-Erhebungen und Glückwünsche gegen denselben aus, obgleich unwissend, daß dieß der erste Schritt sey, den er thät, sich selbst zum Oberhaupt des Staates zu machen.

Wir müssen gestehen, wenn eine Handlung ist, in welcher Cäsar seine weitausgebreitete Staatsklugheit gezeigt hat, so ist es gewiß diese; daß er den Pompejus und Crassus unter einander und zugleich mit sich selbst verband, so, daß sie drey nun mit zusammengesetzten Kräften den Staat nach ihren eigenen Gefallen zu regieren sich vereinigten. Seine Nebenbuhler, welche ihn jetzt noch weit überlegen waren, musten ihm selbst das Gleichgewicht gegen sich verschaffen, da es ihm dann endlich leicht fiel, sich über sie zu erheben, und sie zu unterdrücken.

Auch die übrigen beyden Römer schmeichelten sich nicht mit geringen Hoffnungen von diesem Bündnisse. Pompejus, dessen Glück von vielen in Rom beneidet, und dessen Macht von eben so vielen für verdächtig angesehen wurde, glaubte dadurch desto leichter in seinen Ansehen sich schützen zu können: und Crassus bildete sich ein, eine bequeme Gelegenheit gefunden zu haben, gleichfals sein Ansehen, noch

mehr aber seine Reichthümer zu vermehren. Auf solche bloß eigennützige Absichten wurde diese, wiewohl auf allen Seiten nur verstellte Freundschaft gegründet.

Cäsar erkannte die Schwäche dieser Stütze seines Baues, und unterließ daher nicht, ihnen die allerstärksten an die Seite zu setzen. Er verheyrathete seine Tochter an den Pompejus, und suchte ihn dadurch zur Haltung eines Bündnisses zu bewegen, welches er selbst nicht länger zu halten gesonnen war, bis er sich dadurch im Stande sehen würde, diesen seinen neuen Freund ohne Gefahr zu stürzen.

Er allein war auch nur so glücklich, seine Absichten völlig zu erreichen. Er genoß den Beystand dieser beyden Römer, biß er mächtig genug war, den ganzen Staat sich allein zu unterwerfen.

Ein solches Spiel seiner eignen Unterthanen war jetzo abermals das grosse Rom, welches in alle Theile der Welt seine Herrschaft ausgebreitet hatte. Es führte den Namen eines freyen Staates, und stand unter der unumschränkten Herrschaft dreyer Bürger, diese gaben Gesetze die ihnen gefielen, und schaften ab, was ihnen zuwider zu seyn schien; Sie besetzten die obrigkeitlichen Stellen, und übten offenbar die größten Ungerechtigkeiten aus, ohne

daß

daß sie jemand zur Rechenschaft ziehen durfte. Alles was sie suchten war, wie sie sich einen Anhang, der ihnen blindlings folgte, machen möchten. Dieß waren ihre Absichten, welche zu erreichen sie die Güther des Staats an das Volk verschwendeten.

Zuletzt, da sie vor die Sicherheit ihres Ansehens gesorgt hatten, sorgten sie auch vor die Vermehrung ihrer Reichthümer. Sie theilten sich nach ihren eignen Willkühr in die grösten und reichsten Provinzen, und sogar die Zeit ihres Aufenthalts zu bestimmen, behielten sie ihrem eigenen Gefallen vor.

Man lernte zwar in Rom sein Schicksal bald kennen. Die Klagen über die neue Regierungs-Gestalt waren allgemein. Man wagte es zuletzt gar öffentlich zu bekennen, Rom habe seine Freyheit verlohren. Aber das war auch alles, was man thun konnte. Man mußte sich dem Schicksal überlassen, welches jetzt die unerschrockensten und standhaftesten Männer zu den kriegendsten Schmeichlern erniedrigte.

Funfzehnter Abschnitt.

Von dem bürgerlichen Kriege zwischen dem Pompejus und Cäsar.

Es konnte den Römern gar nicht befremdend vorkommen, daß endlich Cäsar und Pompejus die Waffen gegen einander ergriffen, und ihr Staat auf immer alle seine Freyheit verlohr. Man hatte schon lange das Genie dieser beyden Feldherrn in so weit kennen gelernet, daß keiner einen Mitregenden, vielweniger einen Oberern ertragen konnte, man hatte ihnen selbst die mächtigsten Armeen gegeben, ja, um ihnen auch Zeit genug zu lassen, völlig mit einander zu brechen, hatte man sie ihnen auf viele Jahre hintereinander gegeben. Crassus und die Gemahlin des Pompejus waren noch die einzigen gewesen, welche bißher verhindert hatten, daß das Bündniß, welches sie untereinander aufgerichtet, nicht schon längst war gebrochen worden. Ihr Todt räumete mithin alle Hindernisse der öffentlichen Feindschaft aus dem Wege, und verursachete, daß der allerfürchterlichste Bürger-Krieg, der beynahe die ganze Welt überschwemmete, ausbrach.

Pom-

Pompejus genoß bereits das erwünschte Glück, daß der Staat durch ihn allein regieret wurde. Er hatte durch sein letzteres Betragen den Senat so eingenommen, daß sie sich alle ohne Zwang nach seinem Willen bequemten, und seine Befehle vollzogen.

Nur die Eyfersucht auf den Cäsar, der es ihm gleich, ja noch zuvor zu thun sich bestrebte, bekümmerte ihn allein, und die Anschläge ihn zu stürzen, bekümmerten ihn ohne Aufhören.

Das erste was er that, war dieß, er brachte es bey dem Senat dahin, daß man dem Cäsar den Befehl zuschickte, seine Armee abzudanken, und nun als eine Privat-Person in Rom zu leben.

So ungerecht dieser Befehl war, da man dem Cäsar schon vorher die Armee auf eine längere Zeit überlassen, so wenig wurde er von ihm befolgt, ja, die Erklärung für einen Feind des Vaterlandes schien für ihn die erwünschteste Gelegenheit zu seyn, da sie ihm ein doch in etwas scheinbares Recht zum Kriege gegen seinen Nebenbuhler an die Hand gab. Er hielt sich nun vor mächtig genug, daß er den letzten Schritt gegen den Pompejus thun könnte. Er commandirte eine unüberwindliche Armee, und konnte sich auf den Beystand des Volks

in Rom die gewisseste Rechnung machen, da er es sich durch seine Gesetze, die er als Consul gegeben würde, noch mehr aber durch seine biß zur Unmäßigkeit verschwendeten Geschenke verbindlich gemacht hatte.

Der Krieg war nun das Looß, welches entscheiden sollte, welcher von beyden Feldherrn die Oberherrschaft über sein Vaterland erhalten würde. Was das sonderbareste dabey war, Rom muste selbst recht wissendlich alles dazu beytragen, den Verlust seiner Freyheit zu beschleunigen, und sich selbst dazu gebrauchen lassen, diese Loose zu mischen, da es selbst dem einem Theil den Krieg ankündigte, und den andern mit ihm zu streiten inständig ersuchte.

Man kann sich ohnmöglich einbilden, daß man in Rom nicht die Absichten des Pompejus gekannt habe, als man ihm das Commando gegen den Cäsar auftrug. Eben weil man sein Schicksal voraus sahe; wollte man sich lieber freywillig der Parthey unterwerfen, von welcher man die gelindeste Beherrschung hoffen konnte.

Und hier verdiente Pompejus ohne Streit den Vorzug vor dem Cäsar. Sein Character war durchgängig liebenswürdig. Er war ein eben so tugendhafter Bürger als

grosser

grosser und geschickter General. Ueberal zeichnete sich sein sanftmüthiges und gelassenes Wesen aus, und auch da, wo sein Stolz auszuschweifen anfing, zeigte er nicht wenig Mäsigung und Enthaltsamkeit. Er wünschte nichts sehnlicher, als Rom unumschränkt zu beherrschen; aber er liebte dabey sein Vaterland als ein wahrer Patriot. Er erhielt seinen Zweck, und regierte ohne jemandes Einrede den Staat bloß nach seinen Gefallen, aber mehr als ein Rathgeber, als ein Tyrann.

Eben dies, daß er eine unumschränkte Macht über Rom an sich brachte, welches einen andern äuserst verhaßt zu machen im Stande seyn würde, ist einer der allerglänzendsten Züge in dem Charakter des Pompejus. Die Mittel wodurch er dazu gelangete, sind ihm rühmlicher als alle seine grosse Thaten. Er hat weder Gewalt noch Geld gebraucht, sich zum Oberhaupt seines Staates zu machen. Bloß seine Tugenden waren es, die ihm so beliebt machten, daß man freywillig seine Freyheit verschenkte.

Ganz diesem entgegen gesetzt war das Genie des Cäsars. So beliebt jenen seine Tugenden, eben so verhaßt machten diesen seine Ausschweifungen. Erst hatte er alle sein Vermögen durch seine wollüstige Lebens-Art

verschwendet, und nachher plünderte er, um seine ungestümen Glaubiger zu befriedigen, mit einer unersättlichen Habsucht die Provinzen und Bundesgenossen der Römer. Mit einem Worte, er war ein Mann, in dem man die ganze Denkungs-Art der damaligen Römer antraf, wollüstig, verschwendrisch, geldgierig, stolz und herrschsüchtig, dabey aber doch der gröste General seiner Zeit. Alles was er mit dem Pompejus gemein hatte, war diese seine Tapferkeit, und die Begierde ein Monarch des römischen Staates zu werden. Bey dem letztern aber war er nicht eben so glücklich als Pompejus. Er erhielt zwar zuletzt seinen Zweck, aber was jener ohne Mühe erlangte, dabey muste er zuvor die wichtigsten Schwürigkeiten überwinden, und den Thron, auf welchen man jenen freywillig setzte, konnte er nicht anders als langsam und nur stufenweise besteigen.

Der erste Schritt, den er hierzu thun konnte, war, daß er den Haß der Bürger, den er sich durch seine Lebensart zugezogen hatte, durch andere rühmliche Thaten wieder auszulöschen suchte. Er that es, er gieng zu Felde, er verhielt sich so, daß er auch würklich die, denen er es zuvor zu thun suchte, zur Eyfersucht reitzte.

Doch dies war noch nicht genung. Er muste selbst durch seine Nebenbuhler sich die Stufen bauen lassen, auf welchen er sich über sie erheben wollte. Dieses, da es ihm gelung, sich mit seinen Feinden zu verbinden, war der Haupt-Grund, den er zu seiner Macht legte. Nun bekam er Gewalt und Gelegenheit sich das Volk zu verbinden, nun konnte er Gesetze geben, die seine weitaussehenden Absichten unterstützen sollten, nun konnte er sich der fürchterlichsten Armee versichern, mit der er dereinst sein Vaterland besiegen wollte.

Endlich aber der letzte Schritt, mit welchem er auf den Thron stieg, war der grosse und merkwürdige Krieg den er gegen sein Vaterland führen muste, in welchem er, weil die Kunst zu überwinden das einzige Gut war, worinnen er den Pompejus übertraf, die Oberhand behielt.

Und so muste dann das Schicksal, da es den Untergang des mächtigsten Staates wollte, den mächtigsten Staat gegen denselben, das ist, Rom gegen Rom selbst bewaffnen.

Sechzehnter Abschnitt.

Von August, seiner Regierung und seinem Genie.

Ich will nicht von dem Anfange des Lebens Augusts reden, er war zu traurig: ich will ihn von der Zeit an betrachten, da er zur Regierung gekommen. Und nach meiner Meynung hat niemals eine Regierung so viele besondere Bemerkungen verdient, als die seinige.

Nach der Tyranney des Triumvirats, und nach der Verwüstung, welche der bürgerliche Krieg angerichtet hatte, wollte er endlich ein Volk mit Vernunft regieren, welches durch die Macht unterworfen worden, und einer Gewalt überdrüßig war, die zu beschwerliche Lasten auf seine Schuldern legte. Er wuste eine glückliche Unterwürfigkeit zu stiften, welche von der Knechtschaft weit mehr, als von der alten Freyheit entfernt war.

August war nicht von denen, welche die Schönheit des Befehlens in dem strengen Gehorsam suchen; und welche an den Diensten, die man ihnen leistet, kein Vergnügen finden, wenn sie nicht erzwungen sind.

Diese Verbesserung der Herrschaft war eine Art von Feinheit unter einen gewissen

Kay=

Kayser, da es den Unterthanen nicht erlaubt war, das zu wollen, was man von ihnen verlangte. Ein Unglück, welches man ohne Verdruß übernahm, eine Verbannung, zu welcher man sich leicht bequemte, eine willige Unterwerfung, worinn es auch seyn mochte, war dem Prinzen unangenehm; wer nach seinem Gefallen gehorchen wollte, muste es mit Widerwillen thun. Allein man muste auch billig in dem Widerstande seyn, denn wer es mit heftiger Bewegung that, erregte seinen Zorn, so, daß seine armen Unterthanen nicht wusten, was für ein Mittel sie zwischen zwey so gefährlichen Dingen finden sollten.

August dachte ganz anders. Er glaubte, um die Menschen wohl zu regieren, sey es nöthig, ihre Herzen erst zu gewinnen, ehe er die Erfüllung ihrer Pflichten von ihnen verlangte. Und er war so glücklich, sie von dem Nutzen seiner Befehle zu überreden, daß sie weniger an die Verbindlichkeit, sie zu befolgen, dachten, als an den Vortheil, der ihnen hieraus zuwuchs.

Die gröste Sorgfalt, welche er anwendete, war, den Römern das Glück der Monarchie empfindbar zu machen, und es so viel als nur möglich war, dahin zu bringen, daß sie die Unterwürfigkeit gar nicht fühlten. Er

verwarf auch die Namen, welche mißfallen konnten, und unter andern den Character eines Diktators, welcher einen Sylla zum Abscheu machte, und durch welchen selbst ein Cäsar verhaßt worden war.

Die mehresten, welche sich erheben, nehmen neue Titel an, um einer neuen Macht Ansehen zu geben; er wollte eine neue Macht unter bekannten Namen, und unter gewöhnlichen Würden verbergen.

Er ließ sich von Zeit zu Zeit Imperator nennen, um sein Ansehen über die Legionen zu erhalten; er ließ sich zum Tribun machen, um über das Volk zu gebieten, zum Oberhaupt des Senats, um ihn zu regieren. Allein da er in seiner Person so viel verschiedene Würden vereinigte, nahm er auch verschiedene Besorgungen auf sich, er sorgte für die Armeen, das Volk, den Senat, nachdem er sich zum Herrn darüber gemacht hatte; er bediente sich aber seiner Gewalt sonst niemals, als nur um die Verwirrungen abzuschaffen, welche in allen Sachen eingeschlichen waren. Er setzte das Volk in seine Rechte wieder ein, und schloß es nur von der Erwählung zu obrigkeitlichen Aemtern aus. Er gab dem Senat seinen alten Glanz wieder, nachdem er seinen Mängeln abgeholfen hatte; denn er begnügte sich mit einer

ner gemäßigten Gewalt, welche ihm nicht die Freyheit ließ Böses zu thun: allein er wollte, daß sie alsdenn unumschränkt seyn sollte, wenn es darauf ankam, andern die Nothwendigkeit aufzulegen, Gutes zu thun.

Das Volk war also nur deswegen weniger frey, um weniger aufrührisch zu seyn. Der Senat war weniger mächtig, um weniger ungerecht zu seyn. Die Freyheit verlohr nur das Uebel, welches sie verursachen konnte, nichts aber von dem Glück, welches sie hervor bringen konnte.

Nachdem er eine so gute Ordnung gestiftet, wurde er von mancherley Gedanken beunruhiget, und er überlegte lange Zeit bey sich, ob er das Reich behalten, oder ob er dem Volk seine erste Freyheit wieder geben sollte. Die Beyspiele des Sylla und des Cäsar, ob sie gleich verschieden waren, machten in ihm einen starken Eindruck zum Behuf der letztern Gedanken.

Er erwog, daß Sylla, welcher die Diktatur freywillig verlassen, mitten unter seinen Feinden in Ruhe gestorben; und daß Cäsar, welcher sie behalten, durch seine besten Freunde ermordet worden, welche sich eine Ehre daraus machten.

Ich weiß, daß diese Materie keine Verse verträgt, allein man kann die Verse des Corneille über die Römer anführen, welcher sie besser reden läßt, als sie selbst würden geredet haben.

Sylla ist in dieser höchsten Gewalt mir vorgegangen, der grosse Cäsar, mein Vater, hat sie auch genossen. Sylla hat sich derselben begeben, mein Vater hat sie behalten. Ihr Ende war verschieden, so wie ihre Handlungen.

Der eine war grausam, ein Unmensch, er starb geliebt, ruhig, wie ein guter Bürger in den Schooß seiner Stadt. Der andere war ganz Menschenfreund, und mitten im Senat sahe er seine Tage durch einen Meuchelmord geendiget.

In einer so quälenden Ungewißheit entdeckte er die Unruhen seiner Seele, seinen beyden vorzüglichsten Freunden, dem Agrippa und Mecänas. Agrippa, welcher ihm das Reich durch seine Tapferkeit erworben hatte, rieth ihm aus Mäßigung es zu verlassen. Vielleicht hatte er aber geheimere Absichten, und suchte vielleicht, wenn er sich als einen grössern Kriegsmann, als August zeigte, die vornehmsten Ehrenstellen in der Republik zu erhalten.

erhalten, wenn sie wieder in ihren vorigen Zustand gesetzt würde.

Mecänas, welcher nicht den mindesten Antheil an den Siegen gehabt hatte, rieth ihm das zu behalten, was er durch sie erworben hatte.

Er rieth dieses in Ansehung des Publikum, welches, wie er sagte, den August nicht entbehren könne. Allein obgleich dieses gewissermassen seyn konnte, so folgte er doch würklich seiner Neigung für die Person des Fürsten, und seinen eigenen Vortheil.

Mecänas war ein ehrlicher Mann, einer von denen sanftmüthigen, zärtlichen Männern, welche empfindlicher gegen die Annehmlichkeiten des Lebens, als gegen die starken Tugenden sind, welche man in der Republik schäzte. Er war geistreich, aber wollüstig, er hatte in alle Dinge eine tiefe Einsicht, und fällte davon gesunde Urtheile. Allein er war fähiger zu rathen, als selbst diesen Rath auszuüben. Er fand sich schwach, träge, und als einen Mann für das Cabinet, er hofte von seiner Zärtlichkeit gegen einem zärtlichen Kayser das, was er von dem römischen Volke erwarten konnte, wenn er durch seine eigene Kräfte sich denselben schäzbar gemacht hätte.

 Von

Von den Personen auf die Sachen zurück zu kommen, so wurde die Regierung auf seinen Rath behalten, und da der Entschluß hierzu bereits gefaßt war, that August dem Senat den Antrag, daß er sie niederlegen wolle.

Einige wurden hierdurch, als durch eine ausserordentliche grosse Mäßigung gerührt, die mehresten aber erkannten in diesem Anerbieten eine blosse Höflichkeit. Alle vereinigten sich aber würklich dahin, die alte Freyheit auszuschlagen.

Man könnte dieses für eine Erwiederung von Höflichkeiten halten, welche zum allgemeinen Vergnügen ausschlug. Denn August beherrschte das Reich durch den Senat, und der Senat wurde vom August regiert.

Eine so gemäßigte Regierung gefiel der ganzen Welt, und der Fürst folgte hierin weniger seinem Eigennutz als seiner sanften Neigung; denn man geht ungern von der Freyheit zur Knechtschaft über, und er konnte sich in seinen Befehlen so mäßigen, als wenn er es noch mit einer freyen Republik zu thun hätte.

Ueber dieses hatte das traurige Beyspiel des Cäsar ihn bewogen, ganz andere Maaßregeln zu nehmen, damit ihn nicht gleiches Schicksal begegnete.

Der

Der grosse Julius, welcher so zu sagen in einer Parthey wider den Senat gebohren war, hatte allezeit eine heimliche Begierde ihn zu unterdrücken; und als er in dem bürgerlichen Kriege ihn seinen Absichten entgegen fand, faßte er einen neuen Widerwillen gegen das ganze Corpus, ob er gleich gegen einzelne Senatoren sehr gelind und gnädig war.

Nach seiner Zurückkunft nach Rom, wie er sich des Volks und der Legionen versichert fand, achtete er den Senat wenig, und begegnete ihm bey gewissen Gelegenheiten stolz. So schwer ist es auch denen, welche sehr viel Mäßigung besitzen, sich in einem grossen Glücke nicht zu vergessen.

Es ist gewiß, daß diese stolze Verachtung viele aufbrachte, und zu der Verschwörung, in welcher er umkam, Gelegenheit gab, oder sie zum wenigsten verstärkte.

August, einer der erleuchtesten Prinzen, machte sich einer so nöthigen Betrachtung zu Nutze, und kaum hatte er sich des Reichs vermittelst der Legionen bemächtiget, so war er darauf bedacht, es durch den Senat zu beherrschen.

Er kannte die Gewalt, die diese ehrwürdige Versammlung über die Armee und über das Volk hatte. Es war allemal gefähr-

lich sie wieder aufbringen zu suchen. Nichts war fähiger als die Verachtung, sie aus ihrem trägen Schlummer zu wecken, und ihre vorige Lebhaftigkeit ihr wieder zu geben.

Er wollte also die Regierung auf den Senat gründen, denn das war die wohleingerichtete Versammlung, welche zur Weißheit und Gerechtigkeit am fähigsten war, allein zu gleicher Zeit versicherte er sich auch der Legionen und des Volks durch Freygebigkeit und Wohlthaten. So wurden alle vergnügt, wie ich gesagt habe, und August fand in seiner Mäßigung die Sicherheit seiner Person und seiner Macht. Hierin hatte er ein ausserordentliches Glück, denn was könnte man sich mehr wünschen, als wenn man alle seine Neigungen befriediget sieht, ohne daß uns die Mittel, die wir dazu gebrauchen, zur Schande gereichen?

Ich will die ersten Unternehmungen des Augusts nicht entschuldigen, wodurch er sich zu seiner nachherigen Grösse vorbereitete, allein ich zweifle nicht, daß er in den gewaltsamen Triumvirat sich selbst viel Gewalt angethan habe.

Es ist gewiß, daß er einen natürlichen Haß gegen das grausame Temperament des Marius, Sylla und anderer ihres gleichen hatte. Er hassete diese stolze Seelen, welchen

ihre

ihre Herrschaft nur ein unvollkommenes Vergnügen gab, wenn sie ihre Gewalt nicht einen jeden empfinden lassen konnten. So macht es allezeit der stolze Krieger, wenn er Macht genug hat, seinem Stolze Genüge zu leisten. Er sucht seine Grösse in der Tyranney, und glaubt nur dann glücklich zu seyn, wenn es Niemand mehr wagen darf, sich seinen Befehlen zu widersetzen. Sein Stolz glaubt nicht eher seine Befriedigung erhalten zu haben, als bis er mächtig genug geworden ist, so offt es ihm gefällt, Schuldige und Unschuldige elend zu machen.

Augustus hatte es erfahren, daß ein ehrlicher Mann, wenn er andere glücklich macht, vorzüglich vor sein Vergnügen sorge, und er war niemals zufriedener, als wenn er sich im Stande sahe, seiner Neigung zu folgen und gutes zu thun, nachdem er wider seinen Willen übels gethan hatte.

Er hatte in den Geschäften allemal das beste des Volkes zum Augenmerk, und zog bey den Unternehmungen weniger die Ehre als den Nutzen in Betrachtung. Während seiner Regierung wurde kein einziger Krieg verabsäumet, welcher dem Staate hätte nützlich seyn können; und man überließ den Helden die bloß ruhmvollen Kriege.

Dieses bewog ihn mit den Parthern Friede zu machen, und den Entwurf, den Cäsar, ehe er ermordet worden, gemacht hatte, fahren zu lassen; dieses machte auch, daß er den Vortrag wegen eines Krieges in Teutschland verwarf, wo er keinen wahren Vortheil sahe; dieses machte auch, daß er sich in seiner Regierung Gränzen setzte, Tacitus mag auch ein so weises Betragen auslegen wie er will. Kurz er kehrte sich wenig an das Vorurtheil, an das Gerüchte und an die Eitelkeit. Er schätzte das vor wahre Ehre, wodurch das Leben der Menschen angenehmer u. sicherer gemacht wird.

Es ist wohl wahr, daß August nur eine mittelmäßige Fähigkeit zum Kriege hatte; und um seine Weißheit und seine Geschicklichkeit zu loben, muß man nicht seiner Tapferkeit in allen Fällen erwähnen.

Hirtius und Pansa führten den ersten Krieg wider den Antonius, von welchem August nur allein Nutzen hatte. In dem Kriege des Brutus, welcher durch den Antonius geführt und geendiget wurde, erwarb er sich wenig Ehre. Der Verlust des Antonius war eine Würkung seiner Leidenschaft gegen die Cleopatra, und von der Tapferkeit des Agrippa. August hatte wenig Antheil an den Schlachten, und gewann das Reich. Ich will gar nicht sagen, daß er

sich

sich nicht in verschiedenen Gelegenheiten gezeigt hätte. Wir wissen daß er sogar einigemal verwundet worden; allein hierbey gewannen mehr die Geschäfte, als die Ehre seiner Person. Auch die zehnte Legion, welche ein wenig stolz auf die Hochachtung war, welche der grosse Cäsar für sie hatte, fand allemal ein Mißfallen an den Neffen, so offt sie sich des Oheims erinnerte; daher kam es auch, daß sie mit allen ihrem Verdienst abgedankt wurde, weil sie ihn einmal in seiner Gegenwart verachtet hatte. Dieses hinderte nicht, daß er sich nicht des Krieges zu seinem und des Reichs Vortheil auf eine bewunderswürdige Weise bedient hätte. Niemals hat ein Prinz bessere Befehle zu geben, noch sich williger den Geschäften zu unterziehen gewust, als er in Aegypten, in Spanien, bey den Galliern, in Teutschland und in Orient gethan hat.

Allein endlich sahe man doch, daß der Krieg sich nicht mit seiner wahren Neigung vertrug; und ob er gleich mit allgemeinem Beyfall im Triumph einzog, so erkannte man doch, daß seine untergeordneten Generals gesiegt hatten.

Er würde zu den Zeiten derer Kayser, welche wegen ihrer wenigen Tapferkeit, und aus einer falschen Grösse, es nicht wagten,

oder es nicht für anständig hielten, die Armeen zu commandiren, für einen grossen Soldaten seyn gehalten worden. Da er aber in ein Zeitalter kam, wo man sich nur durch seine eignen Thaten empfehlen konnte, und da er zumal dem Cäsar in der Regierung folgte, welcher alles sich zuzuschreiben hatte; so war es ihm nachtheilig, einem andern mehr als sich selbst zu verdanken zu haben.

Ganz anders aber zeigte er sich im Cabinet. Nichts gutes und nichts weises unternahm der Senat, welches August nicht eingeflößt hatte. Das Wohl des Staats war allezeit sein erster Gedanke, und er verstund unter dem Wohl des Staats nicht einen eitlen und leeren Namen, sondern das wahre Interesse derer, welche ihn ausmachten. Das seinige freylich zuerst; denn es ist unbillig, den Annehmlichkeiten des Privatlebens zu entsagen, um sich der Sorge für das gemeine Wesen zu überlassen, wenn man seinen Vortheil nicht dabey findet: zugleich aber auch das Interesse der andern, welches er niemals von dem seinigen getrennt zu seyn glaubte.

Die Personen von grossen Verdiensten erhielten die vornehmste Achtung, und das Verdienst erhob unter ihm diejenigen, welche es unter seinen Nachfolgern würde zu Grunde

gerichtet

gerichtet haben, wo das Laster weniger gefährlich war als die Tugend.

Agrippa hatte nicht so vielen Antheil an seinem Zutrauen als Mecänas; allein seine grossen Eigenschaften machten ihn desto angesehener, und da er es in Rom so sehr geworden war, daß August sich genöthiget sahe, ihn von sich zu schaffen, oder ihn ganz auf seine Seite zu bringen, so gab er ihm lieber seine Tochter, von so niedriger Geburt er auch war, als daß er sich dem Neide bloß stellen wollte.

Mecänas, welcher angenehmer, und mehr Staatsmann war, wurde mehr als jener zu den Vergnügungen und zu den geheimen Geschäften gezogen.

Er erzeigte seinen Günstlingen Wohlthaten, und empfand es gar nicht übel, daß diese vormals so stolzen und freyen Römer sich seine Gnade zu Nutze machen wollten. So bemühete man sich auch dem August zu gefallen, und die Ergebung an den Hof wurde ein wahres Interesse. Doch wurde dieses keinesweges das beträchtlichste. Das Verdienst, welches sich auf den Staat bezog, wurde allemal dem vorgezogen, welches man sich durch die Verbindlichkeit gegen seine Person erwarb: welches er auch immer in seinen Unterredungen zu erkennen zu geben suchte, indem er niemals von dem redete, was man ihm schuldig war, son-

dern allezeit von dem, was er selbst dem Staat schuldig war.

Indessen ist kein Leben so einförmig, wo nicht einzelne Handlungen zuweilen dem Betragen im ganzen widersprächen. Er vertheidigte einsmals einen seiner Freunde, welcher wegen einer schrecklichen Schandthat war angeklagt worden, und vermuthlich rettete er ihn bloß durch sein Ansehen. Dieses muste nothwendig allen rechtschaffenen Männern anstößig seyn; allein er beobachtete die Formalitäten des Processes, und vertrug die Freymüthigkeit derer, welche ihm in einem etwas hohen Tone widersprachen, mit so vieler Mäßigung, daß er ihre Gemüther gewann, und selbst die, welche sich hieran geärgert hatten, entschuldigten, als sie von ihrem Unwillen zu sich selbst gekommen waren, die Ungerechtigkeit einen Lasterhaften zu beschützen, mit der edlen Neigung einen Freund nicht zu verlassen.

Die Gelehrten hatten Antheil an seiner Vertraulichkeit, Titus Livius, unter andern Virgil und Horaz, woran man die Vortreflichkeit seiner Beurtheilungskraft sowohl in den Werken des Witzes, als auch in den Geschäften erkennen kann. Er liebte den ausgesuchten Geschmack seines Zeitalters, dessen Feinheit in allen folgenden wenig bekannt war,

und

und verachtete das besondere, welches von einem falschen Verstande herkömmt, und woraus die schlechten Kenner ein auserordentliches Verdienst machen. Wie er unter seinen Leuten lebte, so sahe er es mit Vergnügen, wenn seine Gesetze gebilliget wurden, und seine Meinung war, daß es besser sey, dem Urtheile anderer aus Gründen zu folgen, als seinen Eigensinn durch sein Ansehn geltend zu machen.

Ich habe zu anderer Zeit geglaubet, daß die größte Feinheit des Geistes der Römer unter dem August gewesen sey, ich habe aber meine Meinung geändert, seitdem ich diese kleine Abhandlung von der Regierung des August geschrieben habe.

Ein rühmlicher Beweiß seiner Beurtheilungskraft, für welche er aber nicht wenig eingenommen war, ist es, daß er glaubte, daß eine übel angewandte Wohlthat, nur für einen einzigen eine Gnade, und für die mehresten eine Beleidigung sey, und daß hingegen die Ungnade eines ehrlichen Mannes von allen Rechtschaffenen empfunden werde, theils durch das Mitleiden, welches sie bey einigen, als theils durch die Unruhe, welche sie bey andern erweckt.

Er wuste auf eine bewundernswürdige Art die Neigungen und die Ehrbegierde der

erhaben=

erhabensten Personen auszuforschen, ohne einen traurigen Verdacht gegen ihre Tugend zu schöpfen.

Die Freymüthigkeit der Meynungen mißfiel ihm nicht. Er glaubte daß die Menschen hierzu ein Recht hätten; daß es ein Laster sey, die Geheimnisse des Prinzen neugierig aufzusuchen, und aus Untreue seines Vertrauens zu mißbrauchen; aber auch daß die Staatsangelegenheiten, wenn sie bekannt werden, der Beurtheilung eines jeden unterworfen wären. Man müsse sich dasselbe vorstellen, ehe man etwas unternehme, und könne ihnen das Urtheil nicht verbieten, wenn die Handlungen geschehen.

Titus Livius kannte vielleicht diese seine Gesinnung, als er den Krieg des Cäsar und des Pompejus mit so vieler Dreistigkeit beschrieb, ohne viel Vortheilhaftes für ihm zu sagen. Cremutius Cordus erzählte ihm seine Geschichte, und er ärgerte sich nicht darüber, den Brutus und den Caßius, die letzten wahren Römer nennen zu hören. Trauriges Lob für Crematius unter dem Tiber, sagt Tacitus, weil man damals ein unerhörtes Verbrechen daraus machte, und es ihm das Leben kostete. Mecänas hatte ihm einen noch sonderbahrern Rath gegeben, dessen Befolgung aber noch

schwe=

schwerer war; er sollte sich nemlich niemals darüber ärgern, was man wider ihn sagte.

Wenn das, was man von uns sagt, wahr ist, fügte Mecänas hinzu, so ist es vielmehr unsre Pflicht uns zu bessern, als anderer, sich zu mäßigen. Wenn das, was man sagt, falsch ist, so machen wir es glaubhaft, wenn wir uns darüber ärgern. Die Verachtung solcher Gespräche macht ihre Urheber verdächtig, und raubt denen ihr Vergnügen, welche sie erdichten. Wenn sie dagegen empfindlicher sind, als sie seyn sollten, so hängt es von dem geringsten ihrer Feinde, von dem elendesten Neider ab, die Ruhe ihres Lebens zu stören, und alle ihre Macht wird sie gegen ihren Kummer nicht schützen können.

August gieng in gewissen Dingen noch weiter, und erniedrigte sich in einigen andern noch mehr. Ich sehe Beleidigungen vergessen, ich sehe ihn in seiner Gnade so viel wagen, daß er kein Bedenken trug eine würkliche Verschwörung, und welche schon ihrer Ausführung nahe war, zu verzeihen.

So tugendhaft indessen die Menschen seyn mögen, so rührt niemals so viel von der Tugend her, daß nicht vieles ihrer Neigung übrig bleibt. Es ist nicht zu glauben, wie eigen er in seinen häußlichen Sachen war.

Nichts war so gefährlich als von den Liebes-Händeln der Livia zu reden, wenn man nicht mit ihr in einiger Verbindung stand. Ovidius wurde deswegen auf ewig verwiesen; und was mir ausserordentlich vorkommt, selbst ihr eigner Mann muste diese böse Gemüthsart empfinden. Daß die Aufführung der Julia dem August nicht gefiel, das war eine natürliche Sache; allein daß der arme Agrippa den Verdruß seines Schwiegervaters, und die Ausschweifungen seiner Gemahlin zu gleicher Zeit erdulten muste, dieß ist etwas seltsames, und das äuserste Unglück für einen Mann.

Man muß gestehen, daß die Familie des Kaisers, bey der allgemeinen Zufriedenheit des ganzen Reichs ihm zu vielen Kummer verursachte. Er konnte kleinen Verdrießlichkeiten, welche ihm sein Hauß machte, nicht widerstehen, und er verhielt sich dabey mehr als eine gemeine Privatperson, als wie ein grosser Mann. Er wuste weder durch eine gute Ordnung dem Uebel ein Ende zu machen, welches doch nicht schwer ist, noch zum wenigsten seinen Geist zu beruhigen.

Nachdem er sich von der einen Seite zu sehr gequält hatte; überließ er sich mit zu vielem Leichtsinn den Annehmlichkeiten, welche er auf

auf der andern Seite fand; und wenn Julia ihn betrübte, so lange sie lebte, so wuste Livia bey seinem herannahenden Alter ihn so wohl zu regieren, daß die Annehmung des Tiberius an Kindes Statt, mehr ihr, als der Wahl des Kaisers zuzuschreiben war.

August kannte die Laster besser als jemand, und mithin auch die Laster des Tiberius, und die Absichten der Livia; allein er hatte die Kräfte nicht, nach seiner Ueberzeugung zu handeln.

Indem er alles mit einem gesunden Auge, und ohne Leidenschaft betrachtete, ermüdete seine Frau seinen Verstand mit unnützen Vorstellungen, und erwarb sich die Herrschaft über seinen Willen.

Dieses hat, wie ich glaube, den Tacitus bey der boßhaften List, die er dem August beylegt, hintergangen. Er wuste, daß das Naturel des Tiberius ihm nicht unbekannt war; und um nicht zu glauben, daß ein grosser Kaiser bey einer so wichtigen Sache wider seine eigne Empfindung handeln könne; machte er daraus besondere Absichten und Geheimnisse, was nichts als blosse Gefälligkeit war.

Nach diesen häußlichen Begebenheiten wollen wir wieder zu seiner Regierung zurück kehren. Er machte die Welt glücklich, und

er

er war in der Welt glücklich: er hatte für das Publikum nichts mehr, und das Publikum hatte für ihn nichts mehr zu wünschen. Betrachtet man das Uebel, welches er verursachet, um zur Regierung zu gelangen, und das Gute, welches er schafte, seitdem er Kaiser ward, so hat man wohl mit Recht gesagt, daß er niemals hätte gebohren werden, und niemals sterben sollen.

Er starb endlich von allen Menschen bedauret, weniger groß, wenn man ihn mit dem Cäsar vergleichet, allein von einem gesetztern Geiste, daß ich glaube, daß es rühmlicher gewesen seyn würde, bey der Armee des Cäsar zu seyn, und angenehmer unter der Regierung des Augusts zu leben.

Die Römer hatten jetzt nichts so erhabenes mehr, als in der Zeit der Republik, sowohl für die Grösse des Genie als für die Stärke der Seele; allein etwas mehr gesellschaftliches. Nach allen Uebeln, welche man erduldet, war man froh, daß man Ruhe fand, auf was für Art es auch seyn mochte.

Man hatte nicht mehr Tapferkeit genug, die Freyheit zu erhalten; man würde sich einer gänzlichen Unterwerfung geschämt haben; und einige stolze Seelen ausgenommen, welche nichts vergnügen kann, bildete jedermann

sich

sich auf die scheinbare Republik etwas ein, und ließ sich in der That eine sanfte und angenehme Herrschaft gefallen.

Siebenzehnter Abschnitt, Von Tiberius und seinem Genie.

Wie es wenig Revolutionen giebt, wo man in gemäßigten Schranken bleibt, so geräth auch ein glücklicher und geehrter Staat bald in einen elenden und verächtlichen Zustand. Die römische Tapferkeit war nach dem Tode des Brutus und Caßius, welche ihren Stolz immer unterhielten, feiner geworden.

Nach dem Untergange des Antonius wurde dieses etwas angenehmes für die Regierung des August, und zu einer Gefälligkeit gegen seine Person. Doch noch bey ihren ersten Entstehen artete diese Gefälligkeit in Niederträchtigkeit und Schmeicheley aus.

Man kann sagen, daß dieser Prinz, welcher von Natur unentschlossen war, nur ein mittelmäßiges Ansehn würde behauptet haben; allein die Römer, geschickter zu dienen, als Tiberius zu befehlen, boten ihm selbst ihre

Knechtschaft an, da er kaum ihre Unterwürfigkeit würde verlangt haben. Dieß war damals das Genie des römischen Volks.

Jetzt habe ich nur von dem Genie des Tiberius zu reden, und zu zeigen, mit welchem Geiste er das Reich regierte.

Seine verborgenste und am besten ausgeführte Absicht war, alle Maximen des August zu ändern. Jener, als er Kaiser ward, richtete alle seine Gedanken auf das allgemeine Beste, mit einer so weisen als gerechten Staatsklugheit: Tiberius machte nun solche Entwürffe im Cabinet, welche auf ein falsches und geheimnißvolles Interesse des Prinzen abzieleten; aber von dem Interesse des Staats getrennt, und dem Wohl des Staates allemal entgegen gesetzt war.

Der Verstand, die Geschicklichkeit, die Verschwiegenheit wurden in Arglist, allerley falsche Kunstgriffe und Verstellung verwandelt. Man konnte die guten und bösen Handlungen nicht mehr an sich selbst erkennen; alles wurde nach den feinen Absichten des Kaisers, oder nach einer boßhaften Staatsklugheit beurtheilt.

Das Ansehn des Germanicus, wodurch er die Legionei besänftigte, war ein sehr vortheilhafter Dienst, der aber wenige Zeit angenehm

genehm war. Als die Gefahr vorüber war, machte man die Anmerkung, daß er vielleicht die Truppen von ihrer Pflicht ableiten könne, so wie er sie dazu anzuhalten gewußt hatte. Umsonst war er dem Tiberius getreu, seine Mäßigung, wodurch er die Regierung ausschlug, machte nicht, daß man ihn für unschuldig erkannte; man hielt ihn dessen für fähig, was ihm war angeboten worden; und zu seinem Untergange wurden so viel Kunstgriffe angewendet, daß man einen Mann auf die Seite schaffte, welcher gern gehorchen wolte, der aber zu befehlen verdiente. Er starb, dieser Germanicus, welcher den Römern so theuer war, bey einer Armee, wo er weniger die Feinde des Reichs, als einen Kaiser, dem er so treu gedient, zu fürchten hatte.

Er war nicht der einzige, welcher diese traurige Staatsklugheit empfinden muste, der nemliche Geist regierte in allen Sachen. Die Beförderungen in entfernten Gegenden waren geheimnißvolle Verweisungen ins Elend, die hohen Bedienungen, die Statthalterschaften wurden nur solchen gegeben, über welche das Verderben beschlossen war, oder solchen, welche andere verderben solten. Kurz, die treuen Dienste wurden nicht mehr in einige Betrachtung gezogen; denn die Armeen hatten

in Wahrheit viel mehr Verbannete als Generals, die Provinzen hatten vielmehr Verwiesene, als Statthalter. Zu Rom, wo die Gesetze beständig so gar gewissenhaft und mit so viel Feyerlichkeiten waren bewahret worden, geschahe jetzt alles durch den Trieb dieses geheimnißvollen Staatscabinets.

Wenn ein Mann von grossen Verdiensten sich für die Ehre des Reichs beeiferte, so hatte Tiberius sogleich den Verdacht, daß er nach der Regierung strebte.

Wenn bey einem andern noch ein unschuldiges Andenken an die Freyheit übrig war, so hielt man ihn für einen gefährlichen Geist, welcher die Republik wieder herstellen wolle. Den Brutus und Caßius zu loben, das war ein Verbrechen, welches das Leben kostete; den August zu beklagen, war eine geheime Beleidigung, welche man um so weniger vergab, weil man sich darüber zu beschweren es wagte. Tiberius selbst lobte ihn öffentlich, bey jeder Gelegenheit verordnete er ihm göttliche Ehrenbezeugungen, er war auch der erste, welcher sie ihm erwieß: allein menschliche Rührungen waren nicht erlaubt, und eine Zärtlichkeit, welche dem Andenken dieses Kaisers gewidmet wurde, wurde für eine Anklage der gegenwärtigen Regierung, oder für

einen

einen bösen Willen gegen die Person des Prinzen aufgenommen.

Bis hieher haben wir Laster gesehen, welche eine falsche Staatsklugheit eingeflösset hatte; gegenwärtig ist es offenbare Grausamkeit und Tyranney.

Man begnügt sich nicht damit die guten Grundsätze zu verlassen, man schaft die besten Gesetze ab, und macht unendlich viel neue, welche die Wohlfahrt des Kaysers zum Gegenstande zu haben scheinen, welche aber auf den Untergang der Rechtschaffenen, welche noch in Rom waren, abzielen.

Alles ist ein Verbrechen der beleidigten Majestät; man bestrafte ehemals eine würkliche Verschwörung, hier bestraft man ein unschuldiges Wort, welches auf eine boßhafte Weise ausgelegt wird.

Die Klagen, welche man dem Unglücklichen zum Trost in ihrem Elende gelassen hat, diese natürlichen Ausdrückungen unsrer Schmerzen, diese Seufzer, welche uns wider unsern Willen entwischen, kurz die blosen Blicke wurden verdächtig. Eine offenherzige Unterredung verräth böse Anschläge, ein behutsames Stillschweigen verbirgt frevelhafte Absichten: Man betrachtet die Freude als eine Hoffnung, die man sich auf den Tod des Prin-

zen machte. Die Traurigkeit wurde als ein Verdruß über sein Schicksal, oder als eine Mißgunst seines Lebens angesehen. Wenn mitten in der Gefahr der Unterdrückung jemand eine Furcht von sich spühren ließ, so hielt man dieses für ein Kennzeichen eines bösen Gewissens, welches sich selbst verrieth, und das entdeckte, was man verübt, oder noch verüben wollte. Stand jemand in den Ruf des Muthes und der Standhaftigkeit, so fürchtete man ihn als einen Verwegnen, welcher fähig wäre, alles zu unternehmen. Reden, schweigen, sich freuen, sich betrüben, Furcht oder Hoffnung haben, alles war Verbrechen, und zog offt die Lebensstrafe nach sich.

So wurde offt einer durch den Verdacht eines andern strafbar. Es war nicht genug, die Bosheit der Ankläger, die falschen Berichte der Kundschafter, die Vermuthung dieses und jenen schändlichen Verräthers zu ertragen; man hatte sich sogar vor der Einbildungskraft des Kaysers zu fürchten; und wenn man auch durch die Unschuld nicht nur der Handlungen, sondern auch der Gedanken gesichert zu seyn glaubte, so muste man durch die Bosheit seiner Muthmaßung sterben.

Die Sache nicht weiter zu treiben; es war ein groß Verdienst, ein ehrlicher Mann

zu

zu seyn; denn man muste deswegen viel Ungemach leiden. Die Tugend, welche es wagte, sich als Tugend zu zeigen, war ohnfehlbar verlohren, und die, welche man errathen konnte, war niemals sicher.

Wie man nicht von Kummer frey ist, wenn man andern Uebels zufügt, so war Tiberius nicht allemal ruhig in der Ausübung seiner Grausamkeiten. Sejan, welcher sich durch eben so ungerechte Wege in seine Gunst einschmeichelte, dieser grosse Günstling, der Ehre und der Tugend überdrüßig, welche ihn beständig in der Abhängigkeit liessen, wollte sich von aller Unterwürfigkeit frey machen, und unterließ nichts, sich unvermerkt an die Stelle seines Herrn zu setzen.

Von dem Maximen des Kaysers unterrichtet, und in seiner Kunst erfahren, raubt er ihm seine Kinder durch Gift; und er war auf den Punkt, ihn auf die Seite zu schaffen, als dieser Prinz von seiner Verblendung, als durch ein Wunder, zu sich selbst kam, seine unglücklichen Tage rettete, und diesen grossen Vertrauten, welcher sein Verderben beschlossen hatte, umbringen ließ.

Sein Zustand wurde hierdurch nicht glücklicher als vorher; er wurde der ganzen Welt verhaßt, und sich selbst unerträglich, ein

Feind des Lebens anderer und des seinigen: endlich starb er zur grossen Freude der Römer, da er der Ungedult eines Nachfolgers nicht entgehen konnte, welcher ihn in einer Krankheit, von welcher er bald wieder hergestellt war, ersticken ließ.

Ich habe zuweilen über den Unterschied zwischen der Republik und der monarchischen Regierungsform Betrachtungen angestellt, und mich deucht, daß man unter den Kaysern nicht weniger angenehm als unter den Bürgermeistern leben können, wenn man den Grundsätzen des Augusts gefolget wäre.

Rom wurde so glücklich nicht. Die Staatsklugheit des Tiberius wurde von den meisten seiner Nachfolger angenommen, welche ihre Ehre nicht darinnen setzten, das Reich besser zu regieren, sondern es sich mehr zu unterwerfen.

In dieser Denkungsart wurde August weniger geschätzt, weil er die Römer glücklich zu machen gewust, als Tiberius, weil er sie ungestraft elend gemacht hatte. Ihre Kayser glaubten Unwissenheit oder Schwachheit zu verrathen, wenn sie die Gesetze hielten; und bald war die Kunst sie Kraftlos zu machen ein Geheimniß der Staatsklugheit, bald schien die Gewalt, mit der man sie über-

trat, eine wahre Grösse, und ein würdiges Ansehn.

Die Stärke und die Macht des Reichs wurde nicht mehr von Fremden sondern von Einheimischen gefühlt, und die unterdrückten Römer vertraten die Stelle der überwundenen Nationen.

Endlich trieben die Calligulas, die Neronen, die Domitianen die Herrschaft über alle Gränzen hinaus, und ob gleich die Rechte der Kayser unendlich weit unter den Rechten der Könige waren; so begiengen sie doch Gewaltthätigkeiten, woran selbst Tarquin nicht würde gedacht haben.

Die Römer wurden von ihrer Seite für die Kayser eben so gefährlich. Denn da sie aus der Knechtschaft in die Raserey geriethen, ermordeten sie einige, und maßten sich eine ungerechte Gewalt an, sie nach ihren Gefallen abzuschaffen, und neue anzunehmen.

Eine so ausserordentliche Verwirrung muß man vornehmlich der schändlichen Gemüthsart dieser Kayser, und der ungestümen Gewaltthätigkeit der Kriegsleute zuschreiben. Allein will man bis auf die erste Ursache zurück gehen, so wird man finden, daß diese schändliche Gemüthsart durch das Beyspiel

des Tiberius gerechtfertiget, und die Regierung auf die Maximen, die er hinterlassen, gegründet ward.

Wie die künstlichsten Maximen sich nicht allemal streng an die Regeln binden, so folgen auch die verwirrtesten nicht beständig den Unordnungen ihrer Neigungen und ihres Hanges.

Man fügt zum wenigsten eine Staatsklugheit für sein Temperament hinzu. Selbst diejenigen, welche alles thun, ohne daran zu denken, stellen über ihre Handlungen zuweilen Betrachtungen an, und eignen blos natürlichen Bewegungen ein gewisses Interesse zu.

Allein, wenn die Kaiser nach ihrem Naturell, oder nach der Staatsklugheit, oder nach beyden zugleich ihre Handlungen eingerichtet, so behaupte ich, daß Tiberius alles Gute, so er an sich gehabt, verdorben, und alles das, was nur abscheulich genennt werden kann, im Reiche eingeführet hat.

August, welcher gesunde und feine Einsichten hatte, kannte das Genie seiner Zeit vortreflich, und hatte keine Mühe eine freywillige Ergebung in eine würkliche Unterwürfigkeit zu verwandeln.

Tiberius voll von Arglist und Verschlagenheit, hielt es für verächtlich, die Denkungsart seines Volks kennen zu lernen. Er glaubte, es

mit

mit jenen alten Römern zu thun zu haben, welche für die Freyheit eingenommen, und keine Beherrschung zu ertragen im Stande wären: da doch die Hauptneigung war, zu dienen, und die am wenigsten Unterworfenen waren willig zu gehorchen.

Dieser Irrthum machte, daß er wider ein Volk, welches er zur Unzeit fürchtete, grausame Maaßregeln ergrif: denn es ist zu bemerken, daß dieser so argwöhnische Prinz Niemanden mehr als den Sejan zu fürchten hatte, welcher ihn aber allen andern fürchterlich machte.

Mit seinen falschen Maaßregeln wuchs die Grausamkeit täglich, und wie der angreifende Theil allemal zuerst haßt, so wurden die Römer wegen des Uebels, das er ihnen zufügte, ihm verhaßt. Endlich behandelte er sie öffentlich als seine Feinde, weil er ihnen Gelegenheit gegeben hatte, es zu seyn.

Die geschmeidige Denkungsart, welche damals herschte, machte, daß man seine Tyranney geduldig ertrug. Man ließ sich die Grausamkeit des Caligula mit einer gleichen Demuth gefallen. Denn seine Ermordung ist eine That, woran weder der Senat, noch das Volk, noch die Legionen den mindesten Antheil hatten. Man ertrug die gefährliche Ein-

fall

falt des Claudius und den Stolz der Messalina. Man erdultete die Wuth des Nero, bis die Gedult erschöpft war, und eine Empörung entstand.

Sogleich verschwur man sich wider seine Person. Von einzelnen Verschwörungen kam es zum Aufruhr bey den Legionen, von dem Aufruhr der Legionen zur Entschliessung des Senats. Vielleicht hätte der Senat die Freyheit wieder herstellen können; allein schon an die Kaiser gewöhnt, begnügte er sich damit, die Wahl zu bestimmen. Die Cohorten der Leibgarde wollten sich dieses allein vorbehalten, und die Legionen in den Provinzen konnten ihnen diesen Vortheil nicht zugestehen. Hierdurch entstund ein Zwiespalt unter ihnen, diese ernennten einen Kaiser, jene einen andern. Dieses verursachte nichts als Blutvergiessen und bürgerliche Kriege, und niemals befanden sich die Gemüther in ihrer wahren Situation, wenn man die Regierung einiger Prinzen ausnimmt, welche das Interesse zu vereinigen wusten, welches die falsche Staatsklugheit des Tiberii für das allgemeine Unglück der Kaiser und des Reichs getheilt hatte.

Das

Das Ephesische Frauenzimmer.

In der Stadt Ephesus war eine Frau, deren Tugend und Schönheit ganz Griechenland bewunderte. Der Himmel hatte ihr einen Mann gegeben, der ihrer werth war. Sie liebten einander zärtlich, und diese Liebe machte sie glücklich. Allein das Glück, das sie genossen, war nicht von langer Dauer, und der Tod dieses Gemahls endigte bald den Lauf einer Glückseeligkeit, welche fast die ganze Welt mit neidischen Augen betrachtete.

Dieses Frauenzimmer schien über einen so grossen Verlust dergestalt gerührt, daß man sich über die ganz ausserordentlichen Kennzeizeichen ihres Schmerzes, welche sie in der Folge von sich blicken ließ, gar nicht wundern darf. Sie begnügte sich also nicht, der Gewohnhit nach, dem Leichengepränge ihres Mannes beyzuwohnen. Man sahe sie mit ganz verwirrten Haaren in Thränen fliessen, und vor den Personen, welche die Leiche begleiteten, sich die Haare ausraufen. Sie hatte

hatte den Leichnam ihres lieben Mannes, welchen sie bis in das Grab folgen wollte, auf das kostbarste einbalsamiren lassen. So wie der Tod sie nicht zu trennen vermocht hatte, so schloß sie sich mit ihm ein, fest entschlossen, Tag und Nacht zu weinen, und entweder vor Hunger oder vor Schmerz zu sterben.

Ihre Verwandten und Freunde konnten sie von einer so grausamen Entschliessung nicht zurück halten. Die Obrigkeit selbst sahe sich genöthiget, sie in dem Grabe zu lassen, da sie weder durch ihren guten Rath, noch durch ihr Ansehen über dieses Gemüth etwas vermochten, welches sie ganz seiner Verzweiflung überließ. So wurde die Frau durch die Ausschweifung in ihrer Traurigkeit noch berühmter, als sie es vorher durch ihre Tugend und durch ihre Schönheit gewesen war.

Sie hatte schon zwey Tage zugebracht, ohne das mindeste von Nahrung zu sich zu nehmen, sie hatte niemand zur Gesellschaft, als eine getreue Weibesperson, welche ihre Thränen mit den Thränen ihrer Gebieterin vermischte, und welche das Licht in brennen erhielt, welches dieses dunkle Grab erleuchtete. Zu Ephesus redete man von nichts sonst, als von dieser Begebenheit, und jedermann

betrach-

betrachtete sie als ein bewundernswürdiges Beyspiel der Liebe und der Treue.

Zu gleicher Zeit hatte der Statthalter der Provinz nicht weit von dem Orte, wo diese tugendvolle Dame sich in ihrem Schmerz verzehrte, einige Strassenräuber an das Kreuz schlagen lassen. Der Soldat welcher befehliget war, die Nacht hindurch bey den Creutzen Wache zu halten, damit die Leichnamme der Erhenkten nicht weggeholet würden, wurde dieses Licht in dem Begräbniß gewahr, und glaubte die Klagen einer beängstigten Person zu hören. Sogleich gieng er, von der Neubegierde übertrieben, welche allen Menschen gemein ist, einige Schritte nach diesem Orte zu, und da er hörte, daß sich die nemlichen Klagen verdoppelten, stieg er endlich in das Begräbniß hinab, um sich von der Wahrheit näher zu unterrichten.

Das Geräusch, welches er bey seinem Eintritt verursachte, bewog diese Trostlose Dame, welche ihre Augen fest auf den Sarg ihres Mannes geheftet hatte, sie auf diesen Unbekannten zu richten. So sehr sie ihres Schmerzes ohngeachtet durch die Ankunft dieses Menschen in Verwunderung gesetzt wurde, so ward es der Soldat nicht weniger bey einem so trauervollen Anblick. Allein seine gröste

Sorge

Sorge war, sich zu versichern, ob dieses nicht eine Täuschung wäre, und ob der Sarg und diese Frauenspersonen, welche ihn bewachten, nicht etwa Gespenster seyn möchten.

Nichts destoweniger sahe er, sobald er sich von seiner ersten Verwunderung erholt hatte, daß diese Gegenstände mehr Mitleiden als Furcht erregte. Die Klagen, welche er hörte, liessen ihn endlich die Ursache einer so ausserordentlichen Betrübniß begreifen. Er bemerkte auch in dem niedergeschlagenen Gesicht dieser bekümmerten Dame Reitze, welche der Schmerz und das Fasten nur um ein sehr weniges gemindert hatte. So wie die Liebe durch das Mitleiden sich leicht in die Herzen einschleicht, so beklagte er dieses Frauenzimmer, und wurde fast zu gleicher Zeit auch in sie verliebt. Um also den Gegenstand seiner Liebe bey dem Leben zu erhalten, holte er einige Erfrischungen, und brachte sie ihr sogleich in dieses Begräbniß.

Hierauf unterließ er nichts, sie von so einem traurigen Entschlusse abzuhalten. Er sagte ihr, daß alle Menschen auf diese Art aus der Welt gehen müsten, er stellte ihr vor, daß das Ende des Lebens unvermeidlich sey, die Traurigkeit über ihren Verlust sey vergeblich. Er bediente sich endlich aller der Gründe,

de, welche man gewöhnlich anwendet, Gemüthsbewegungen von dieser Art zu stillen. Allein diese Dame, anstatt seine Trostgründe, anzuhören, verdoppelte ihren Schmerz, zerschlug ihre Brust, mit mehrerer Heftigkeit, als vorher, raufte sich die Haare aus, und warf sie als ein neues Opfer ihrer Liebe und ihrer Verzweiflung auf den Sarg ihres lieben Mannes.

Der Soldat ließ sich durch diesen Widerstand nicht abschrecken, und da er glaubte, durch das Beyspiel der Magd die Frau desto leichter bewegen zu können, so versuchte er durch mancherley Mittel diese zu überwinden. Da der Schmerz der Magd nicht so sehr groß war, daß sie sich hätte entschliessen sollen, vor Hunger zu sterben, so konnte sie der dringenden Nothwendigkeit zu essen nicht länger widerstehen. Die Speisen, welche sie vor sich sahe, reitzten sie über dieß noch mehr, als alle Zuredungen des Trösters. Sie ließ sich endlich überwinden, und da sie es sich auch für keine Schande achtete, weniger Muth als ihre Gebieterin zu zeigen, so strekte sie ihre Hand nach der Hülfe aus, die ihr so freygebig angeboten wurde.

Sobald sie sich durch den Genuß von Speise gestärkt hatte, bemühete sie sich selbst,

 den

den Schmerz ihrer Gebieterin durch alle die Gründe zu bekämpfen, welche ihre Freundschaft, oder das Verlangen, einen so traurigen Aufenthalt zu verlassen, ihr eingeben konnten. Was hilft es ihnen, sagte sie, ihr Leben in diesem Grabe zu beschliessen, und dem Schicksal eine Seele zu überliefern, welche es von ihnen noch nicht verlangt?

Ueben sie nicht gegen sich selbst eine so unbillige Strenge aus. Ueberlassen sie sich nicht der Verzweiflung, schonen sie doch ihrer Reize. Die Götter, wenig gerührt durch ihre Thränen, werden ihnen niemals den Gegenstand ihrer Schmerzen wieder geben. Leben sie, essen sie, und hören sie auf zu weinen, es hängt nur von ihnen ab, glücklich zu seyn. Sie sehen hier einen Gegenstand vor sich, wodurch sie sich wegen des schmerzlichen Verlusts ihres Gemahls schadlos halten können.

Wenn ihr verstorbener Mann an ihrer Stelle wäre, er würde ohne Zweifel billiger seyn, als sie sind. Man hat noch nie gesehen, daß ein Mann nach dem Tode seiner Frau sich lebendig begraben hätte. Glauben sie mir, enthalten sie sich der Schwachheit, welche man mit Recht an ihrem Geschlecht tadelt, und geniessen sie die Annehmlichkeiten des Lebens, so lange sie können. Dieser Leichnam,

welchen sie mit ihren Thränen benetzen, dienet zu nichts, als sie von der Kostbarkeit und der kurzen Dauer des Lebens zu überzeugen, und sie zu belehren, wie hoch sie es zu schätzen haben.

Der Hunger, und der natürliche Trieb zur Selbsterhaltung sind mächtige Verführer bey dergleichen Gelegenheiten. Selbst Personen, welche durch die Verzweiflung auf das äuserste getrieben worden, können sich kaum enthalten, diejenigen anzuhören, welche ihnen zu leben rathen. Es darf also niemanden befremden, daß diese Dame, welche fest entschlossen zu seyn schien, in ihrem Schmerz den Geist aufzugeben, sich gedrungen sahe, den Zuredungen, und dem Beyspiele ihrer Magd zu folgen.

Dieser dienstfertige Soldat, als er sahe, daß er von ihr etwas erhalten hatte, welches ihm Anfangs unmöglich schien, trieb sein Verlangen weiter. Wie die Liebe unsrer Einbildungskraft alle Dinge als leicht vorstellet, nach welchem sie uns begierig macht, so glaubte er auch in der Tugend dieser schönen Betrübten weniger Widerstand zu finden, als er in ihrer Verzweiflung gefunden hatte.

Seinen Endzweck zu erreichen, sagte er ihr alles das, was das erste Feuer einer Lei-

denschaft, welche durch eine grosse Hoffnung, und durch eine günstige Gelegenheit unterstützt wird, zärtliches und rührendes einflössen kann. Die Person dieses jungen Menschen schien dem Franenzimmer gar nicht unangenehm, und er schien auch nicht ohne Verstand zu seyn. Sie fieng an zu bemerken, daß er in allen seinen Handlungen ein gewisses angenehmes Wesen zeigte, und daß er die Gabe zu überreden hatte. Diese geheime Sympathie, welche öfters und stärker die Herzen mit einander vereinigt, als die Hochachtung, würkte so stark auf das ihrige, daß die Zuredungen der Magd, (welche nichts unterließ, um sich wegen der Gütigkeit ihres Wohlthäters dankbar zu erzeigen) den Sieg über sie vollendeten.

Können sie, sagte sie zu ihr, für den, welcher ihnen das Leben gerettet hat, weniger thun, als seiner Liebe Gehör geben, da sie glücklicherweise in ihm denjenigen gefunden haben, der sie über ihren Verlust trösten kann? Vergessen sie, wenn sie mir glauben wollen, vergessen sie in den Süßigkeiten der Liebe den Ueberrest ihres Schmerzes. Dieses hiesse das vergebliche Seufzen zu weit treiben. Widersetzen sie sich seinen gerechten Verlangen nicht, die Natur sagt ihnen, daß es eine süsse Lust ist, ihr zu folgen. Es ist nicht genug

nug zu leben, man muß für das Vergnügen leben.

Die Magd unterstützte ihren guten Rath mit so viel starken Gründen, daß man wohl sahe, was sie gethan haben würde, wenn sie sich in gleichen Umständen befunden hätte. Die Frau konnte ihr nicht länger widerstehen. So sehr gegründet ist die Wahrheit, daß eine gewonnene Vertraute einem Liebhaber den grösten Beystand zu leisten im Stande ist. Nun war für diese durch ein langes Fasten, und übermäßige Traurigkeit abgematte Frau kein Mittel mehr übrig, sich gegen die Unternehmungen eines dreisten und verliebten Soldaten zu vertheidigen. —

Sie blieben nicht nur die erste Nacht einer so seltnen Abendtheuer, sondern auch den folgenden und dritten Tag bey einander. Die Thüren des Begräbnisses waren so wohl verschlossen, daß ein jeder, der sich ihm genähert, würde geglaubt haben, daß diese Dame bey dem Leichnam ihres Mannes aus grossen Leidwesen ihren Geist aufgegeben habe.

Der Soldat über die Schönheit seiner Geliebten, und über das Geheimniß seines Glücks entzückt, gieng des Tages aus, etwas zu einer guten Mahlzeit zu kaufen, und sobald als die Nacht eingebrochen, brachte er es in

das Begräbniß. Unterdessen hatten die Verwandten eines von denen Strassenräubern, welche waren gehangen worden, als sie wahrgenommen, daß keine Wache mehr dabey war, den Leichnam ihres Freundes weggeholet, und ihn begraben. Allein der Soldat, als er hierauf sahe, daß an dem einen Creutze kein Cörper mehr hieng, kam zu seiner Geliebten, von der Furcht wegen der verdienten Strafe ganz ausser sich gebracht, und erzählte ihr das Unglück, das ihm begegnet war.

Es betraf hier nichts geringers als sein Leben. — Der Statthalter der Provinz war streng. Der Soldat hatte Ursach zu glauben, daß er keine Gnade erhalten würde, und er wollte deßhalb seine Verurtheilung nicht abwarten. Er war vielmehr fest entschlossen, sich selbst umzubringen, um der Schande einer öffentlichen Todtesstrafe zu entgehen. Nichts konnte ihn von diesen Gedanken abbringen, und ein gewaltsamer Tod würde ohne Zweifel dieser Schöne des zweyten Gegenstandes ihrer Liebe beraubt haben. Dieser unglückliche Libhaber bat sie schon, für sein Begräbniß zu sorgen, und die Grabstätte ihres Mannes mit ihm zu theilen. Er war schon auf den Punkt ein so trauriges Vorhaben ins Werk zu setzen, als diese Dame, wel-

che so lange, als er geredet, auf Mittel gesonnen hatte, seinen Tod zu verhindern, dem letzten Schritt seiner Verzweiflung Einhalt that.

Das wolle der Himmel nicht, rief sie, daß ich das Unglück haben sollte, zu gleicher Zeit zwey Personen zu beweinen, welche mir so theuer sind, da Mittel vorhanden sind, dieses zu verhüten. Es ist billig, daß der Ueberrest meines Mannes mir zur Erhaltung meines Liebhabers behülflich sey. Ich will lieber den Todten aufgehangen, als den Lebendigen sterben sehen.

Durch diese Worte wurde der Soldat in die gröste Freude versetzt, er warf sich zu den Füssen seiner Geliebten, dankte ihr für ihr so wohl ausgedachtes Mittel zu seiner Rettung, und bekannte, daß seine Liebe und seine Dienste nur allzu glücklich belohnt wären. Hierauf machten sie alle drey Anstalt, den Leichnam aus den Sarge zu nehmen, der Soldat hob ihn auf seine Schultern, und mit Beyhülfe dieser beyden Frauenspersonen gelung es ihm, daß er ihn glücklich an das Creutz heftete, von welchem der Cörper des Missethäters gestohlen worden war.

Am folgenden Tage giengen zwey Freunde des Verstorbenen sehr früh nach dem Begräbniß, um das Schicksal seiner tugendvollen Frau zu erfahren. Sie unterhielten

sich unterweges mit Lobeserhebungen einer so ausserordentlichen Treue. Als sie aber den Creutzen nahe kamen, fiel ihnen von ohngefähr das allernächste in die Augen, an welchen sie die Gestalt ihres Freundes erkannten. Er war so wohl einbalsamiret worden, daß seine Gesichtszüge noch kenntlich genug waren. Die Furcht bemächtigte sich dieser beyden Männer so sehr, daß, anstatt in das Begräbniß zu gehen, und sich von der Wahrheit mehr zu überzeugen, sie voller Entsetzen nach der Stadt Ephesus zu liefen, wo sie von Kummer eingenommen das Gesicht, welches sie gehabt, erzählten. Dieses Gerücht verbreitete sich sogleich. Das Volk lief häufig herzu, ein solch neues Schauspiel zu sehen, und jedermann sagte erstaunensvoll: Wie mag doch das zugehen, daß ein Todter seinen Sarg verlassen können, und nun am Creutze hängt?

Die allzu strenge Tugend.

Der Tugendhafte redet selbst.

Ich bin, wie ihr, alle Stände durchgegangen, und nach einer genauen Betrachtung über das Leben finde ich nur zwey Dinge, welche es glücklich machen können: Die Mäßigung seiner Begierden, und der gute Gebrauch des Glücks.

Diejenigen, welchen die Vernunft die Ruhe giebt, welche uns die Einbildung raubet, sind von vielen Uebeln frey, und fähig das wahre Gut zu geniessen.

Ein Mensch, welcher zu hohen Ehrenstellen erhaben ist, welcher andern ihr Glück in den seinigen finden läßt, verbindet mit einem grossen Verdienst ein grosses Glück. Er ist nicht glücklicher durch das Gute, das er besitzt, als durch das, was er andern erweißt. Allein, wer wie ihr seinen Vortheil mit der ganzen Welt sucht, und nicht leiden kann, daß ihn jemand mit ihm finde, dieser macht sich der allgemeinen Gesellschaft unwürdig, und ver-

diente aus dem Umgange der Menschen verbannet zu seyn.

So eine üble Meinung ich übrigens von euch habe, so scheint es mir, daß sich unter dem Bekenntniß eurer Fehler Eitelkeit befinde.

Die Natur hat es nicht in eurer Gewalt gelassen, so lasterhaft zu seyn, als ihr zu seyn scheinet.

Man ist nicht auf einmal so undankbar, daß man nicht die Strafe seines Gewissens empfinden sollte, man verräth nicht ohne Reue, man ist nicht begierig nach dem Gute anderer, und nach dem seinen geitzig, ohne sich zu schämen. Und wenn ihr euch auch mit euch selbst verglichen hättet, und frey von dem innerlichen Streite und der geheimen Angst wäret, so habt ihr doch noch mit der Welt Abrechnung zu halten, deren ungestüme Verweise und verdrüßliche Anklage ihr erfahren müsset.

Das eigennützige Genie, von welchem ihr redet, macht euch verächtlich, denn man findet erhabene Frevler, man hat aber niemals erhabene Geitzige gesehen.

Die Grösse der Seele kann mit dem Unflath des Geitzes nicht bestehen. Was ist übrigens ungerechter, als alles das an sich zu ziehen, was die Verbindung und die Bequemlichkeit des menschlichen Geschlechts befördert,

dert, und nicht den mindesten Gebrauch davon zu machen.

Das heißt das Laster unterhalten, und durch eine immerwährende Gewaltthätigkeit das rauben, was man von den Privatpersonen erhalten hat.

Diejenigen, welche mit Gewalt nehmen, um mit Verschwendung auszutheilen, verdienen weit mehr Entschuldigung.

Ihr Aufwand ist gleichsam eine Art der Wiedererstattung, und sie scheinen gewissermassen ihr eignes Vergnügen zu rauben, wenn die Pracht ihren Augen das darstellet, was die Gewalt aus ihren Händen geraubet hatte.

Wenn das böse Gerücht euch gleichgültig ist, wenn die Gerechtigkeit euch nicht rührt, so seyd wenigstens einigermassen für eure Ruhe besorgt.

Seitdem das Geld eure Begierden beherrschet hat, es mag sich bey euch oder bey andern finden, so ist es auch die Ursache eures Kummers. Was ihr nicht gewinnen könnt, das macht euch betrübt; das, was ihr besitzt beunruhigt euch; das, was ihr nicht mehr habet quält euch: und wie nichts so angenehm ist, als Güter zu haben, und sie zu geniessen, so ist kein so groß Unglück als geitzig zu seyn, und alles zu sehr zu sparen.

Ich gestehe, daß eure Unterredung über die Undankbaren nicht weniger geistreich als gegründet ist; allein man kann sagen, daß diese Freyheit mehreren Betrachtungen als eurer Erfahrung zuzuschreiben ist.

Eure grosse Vorsicht gegen die Undankbarkeit, zeigt weniger von einem Haß wider sie, als von einem Widerwillen gegen die Großmuth; und ihr flieht in der That die Undankbaren nicht mehr als die Erkänntlichen.

Beyde erhalten Gunstbezeugungen, und eure Absicht ist nicht sie zu erweisen.

So fähig ihr auch seyn möget, Beleidigungen zu vergeben, so seyd ihr doch unversöhnlich, wenn ihr jemanden einen Dienst erzeiget habt, wenn euch nicht ein anderer und weit grösserer erwiesen wird.

Weil ich mich unvermerkt in diese Art von Wohlthaten eingelassen habe, so will ich diese Materie noch weiter verfolgen. Es giebt Menschen von der Gemüthsart des Cardinal Ximenes, welche niemals das verwilligen, was man von ihnen verlanget, damit sie nicht, wie sie sagen, in ihren Entwürfen hintergangen, und in der Ordnung der Wohlthaten, welche sie erweisen wollen, gestöhrt werden.

Es giebt Menschen, welche auf ihre eignen Einfälle sich etwas einbilden, und allen frem-

fremden Rath verachten. Dieses rührt vielleicht von einem guten Grundsatze her, und findet sich bey sehr erhabenen Seelen; allein, offt ist dieses ein schändlicher Eigensinn, und ein falscher Ehrenpunkt, welcher einen Widerwillen gegen die Wohlthätigkeit erweckt.

Wir wollen den Elenden erlauben, uns ihre Noth offenherzig zu klagen, weil wir in unsern Ueberfluß nicht an sie gedenken.

Wir wollen uns nicht schämen, einem andern den Gedanken einer guten Handlung schuldig zu seyn, und wir wollen denen alle Zugänge frey lassen, welche uns rathen Gutes zu thun.

Indessen dürfen wir nicht glauben beherrscht zu werden, wenn wir uns nicht der Ueberredung zum Guten einigermassen widersetzen; wenn wir nur glauben können, daß wir Herrn von uns selbst, und nicht zu leichtglaubig seyn, wenn wir zu einem Uebel verleitet werden.

Jedermann fürchtet das Ansehen seiner Freunde, besonders wenn sie mit demselben Gefälligkeiten verbinden wollen; jedermann nimmt die geoffenbahrten Geheimnisse eines Betrügers, und seine Kunstgriffe für Offenherzigkeit und Freundschaftsbezeigungen auf.

Hier

Hier gereicht die Vorsichtigkeit zur Ehre, hier kann man eigensinnig auf seiner Hut seyn, hier muß man sich gegen die feinen Schmeicheleyen vertheidigen, welche uns unvermerkt verleiten, böses zu thun.

Allein um zu allgemeine Unterredungen abzubrechen; wozu dient es auch, daß ihr die Freyheit euch zu sehen und zu sprechen auf eine so feine Art einschränket?

Wozu hilft diese grosse Kunst, alle Züge eures Gesichts, wie ihr wollet, zu ordnen, und warum regieret ihr eure Freundlichkeit und eure Runzeln so sorgfältig? Zu rechter Zeit geben, und mit Vernunft weigern, dieses würde für andere nützlicher und für euch bequemer seyn. Es ist ein schlechtes Verdienst, mit denen allzuzärtlich umgehen, welche von euch abhängen.

Ihr glaubet die Grösse eures Verstandes zu zeigen, und ihr macht nur euer boßhaftes Naturel sichtbar.

Dieser Fleiß, den ihr anwendet, Eitelkeiten für andere zu finden, ist eitel für euch selbst.

Jeder Tag bringt euch Reichthümer zu, und jeder Tag verbietet euch den Gebrauch derselben; eure Güter vermehren sich, und eu-

re Empfindung, die sie geniessen sollte, verringert sich.

Ihr laßt euch in fremde Sachen ein, und macht euch selbst unglücklich.

Was wird denn aus dieser so glücklichen Geburt? Wozu nutzt dieses so vortrefliche Genie?

Ihr bringt euer Leben bey überflüßigen Schätzen zu, über welche euch der Geiz das Eigenthum nicht erlaubet, und deren Genuß die Natur euch verbietet. Unglückliches Schicksal, welches weder euch noch andere betrift, als nur wegen der Unruhe eurer Sorgen, und wegen des quälenden Neids.

Gedanken über die Ehrlichkeit.

Alle Menschen wollen glücklich seyn: dieses Verlangen verläßt uns durch unser ganzes Leben hindurch niemals. Dieses ist eine Wahrheit, über welche die ganze Welt einstimmig ist.

Allein um sich mit weniger Mühe glücklich zu machen, und um es sicher zu seyn, ohne zu befürchten in seinem Glücke gestöhrt zu werden, muß man andere mit sich zugleich glücklich zu machen suchen. Denn wenn man nur allein an sich denkt, so findet man unaufhörlichen Widerstand; und wenn man nur glücklich zu seyn verlangt, wenn andere es zu gleicher Zeit sind, so verschwinden alle Hindernisse, und die ganze Welt reicht uns hülfreiche Hände dar. Dieses ist die Eintheilung des Glücks für uns und für andere, welche man die Ehrlichkeit zu nennen hat, welche eigentlich nichts anders ist, als eine wohl geordnete Eigenliebe.

Die

Die Ehrlichkeit muß also als ein Verlangen betrachtet werden, glücklich zu seyn, aber auf eine solche Art, daß es andere zugleich auch sind. Man betrachte, man untersuche alle rechtschaffene Handlungen, man wird finden, daß sie alle von dieser Natur sind, und daß sie alle aus diesem Grundsatze herfliessen.

Um diese Ehrlichkeit im höchsten Grade zu besitzen, muß man einen vortreflichen Geist und ein gutes Herz haben, und diese beyde müssen gemeinschaftlich würken. Durch die Grösse des Geistes erkennet man das, was am gerechtesten und am billigsten zu reden oder zu thun ist; und durch die Güte des Herzens fehlt niemals der Wille, das zu thun und zu reden, was man als das gerechteste und das billigste erkannt hat.

Hat man nur eins von diesen zwey Stücken, so kann man auf die vollkommne Ehrlichkeit keinen Anspruch machen; denn die Grösse des Geistes mag das, was billig und recht ist, noch so wohl einsehen, ohne ein gutes Herz wird nichts zur Ausübung gebracht, nichts vollendet werden, und im Gegentheil mag das Herz noch so gut seyn, wenn es von dem Verstande nicht unterstützt wird, wenn dieser es nicht in die rechten Wege leitet, so

geht es lange Zeit in Finstern, ohne zu wissen, wozu es sich entschliessen soll.

Diese beyden Stücke machen das Wesen eines ehrlichen Mannes aus: und da es so etwas seltenes ist, sie einzeln zu sehen, wie weit seltener muß es nicht seyn, sie beyde zusammen zu sehen?

Beschrei-

Beschreibung des ehrlichen Mannes.

Der ehrliche Mann erfüllet alle Pflichten; er ist ein guter Unterthan, ein guter Gemahl, ein guter Vater, ein guter Freund, ein guter Bürger, ein guter Herr; er ist gelind, leutseelig, behülflich, und gegen das Unglück anderer empfindlich.

Er ist behutsam, bescheiden, er ist weder ein Pedant, noch ein süsser Herr; er ist vorsichtig, er bemerkt die Fehler anderer, allein er redet niemals davon, und vermeidet auch den Anschein sie zu sehen.

Er ist nicht eigennützig; allein da er die Nothwendigkeiten des Lebens kennet, so ist seine Aufführung allemal wohl geordnet, und niemals lebt er in Unordnung.

Nur das wahre Verdienst rühret ihn. Was man Grösse, Ansehn, Glück, Reichthum nennet, alles dieses bezaubert ihn nicht, er unterscheidet die Vergnügungen und die Mühseeligkeiten dabey sehr wohl. Dieses hindert ihn zuweilen, den Weg zu ergreifen, welcher zum Glücke führet.

Ob er gleich ein angenehmer und guter Gesellschafter ist, so liebt er doch das Geräusch nicht, er ist eingezogen, und kein Freund von grossen Gesellschaften, man sieht auch selten, daß er auf dem Schauplatze der Welt sich zu zeigen suchte: allein wenn die Geburt oder das Glück ihm einen Platz auf demselben anweisen, so spielt er seine Rolle vortrefflich wohl, da er einen ausgebreiteten und durchdringenden Verstand besitzt.

Der ehrliche Mann schätzt den Witz sehr hoch, allein er schätzt die Vernunft noch höher. Er liebet die Wahrheit über alles, er bemühet sich alles zu wissen; er beobachtet alles, er untersucht alles, er erkennet den Werth, die Stärke und die Schwäche aller Dinge; er schätzt die Sachen nur nach ihrem wahren Werth. Die verborgendsten Irrthümer und Vorurtheile hintergehen ihn nicht, und machen auf seinen Geist nicht den mindesten Eindruck.

Kurz, der ehrliche Mann sagt und thut niemals etwas, das nicht angenehm, gerecht und vernünftig ist, und was nicht die Absicht hat, alle Menschen glücklich zu machen.

Gedan-

Gedanken über verschiedene Gegenstände.

Um die Welt glücklicher zu machen, und vieles Unglück, von welchem sie bedrängt ist, aus derselben zu vertreiben, müste man die Ehrlichkeit in derselben wieder herstellen; Hierzu wär es nicht genug, sie in dem Zustande zu kennen, in welchem sie ist, es würde nöthig seyn zu wissen, wie sie seyn sollte, und wie sie würklich seyn würde, wenn alle Menschen vernünftig wären.

In ihrem gegenwärtigen Zustande ist alles in Unordnung, die Ehrlichkeit wird nicht geachtet, und die Redlichen werden gewissermassen als Fremde betrachtet.

Der Zustand der Könige hat etwas göttliches. Ihnen allein gehört die Ehre, die Vernunft, die Gerechtigkeit und die Ehrlichkeit unter den Menschen wieder her zu stellen. Sie dürfen nur, um eine so wichtige Arbeit zu vollenden, die Redlichen glücklich, und die Boßhaften unglücklich machen.

Wenn alle Menschen vernünftig wären, so würden unter ihnen nur die natürlichen und unvermeidlichen Uebel zu finden seyn, als Krankheiten, das Alter und der Tod.

Die Menschen hassen und verachten einander. Wenn sie hingegen darauf bedacht wären, einander zu dienen, und sich zu lieben, so würden sie weit glücklicher seyn.

Nur die Lasterhaften unter den Menschen sollten unglücklich seyn.

Nichts als die hohe Geburt und die Ehre der Helden ziehet die Augen und die Hochachtung der Menschen an sich: alle andere Verdienste sind, wenn ich so reden darf, unangenehm und verdrüßlich, kaum bemerkt man sie.

Es ist sehr billig, daß die Verdienste des Krieges den ersten Rang erhalten, die Beschwerlichkeiten, die Wunden und der Tod selbst, welchem die tapfern Männer so offt ausgesetzt sind, verdienen wohl, daß man ihnen den Vorzug läßt.

Der Soldatenstand verdienet die gröste Ehre. Er ist auch der gefährlichste, und die Ehre, welche ihn begleitet, wird nicht für einen wohlfeilen Preiß erworben, sie kömmt offt sehr theuer zu stehen.

In

In dem Stande der Gelehrsamkeit ist dieses ein Unglück, daß so wenige sich in demselben kennen, und daß unter der kleinen Anzahl sich Männer finden, die sie nicht sehr achten. Mit den Reichthümern ist es nicht so beschaffen, die ganze Welt schätzt sie, die Armen sowohl als die Reichen. Die übrigen Glücksgüter haben eben diesen Vortheil: die Niedrigen verehren die Grösse, und thun alles mögliche, sich zu erheben.

Die Menschen loben niemals umsonst und ohne Eigennutz: es muß ihnen etwas Gutes zufliessen, oder es muß dem, welchen sie loben wollen, etwas kosten.

Man muß die verschiedene Ordnung unter den Menschen hoch achten, ohne dieselbe würde man nichts als Verwirrung und Unordnung sehen.

Die, welche einer sehr hohen Geburt sind, werden unaufhörlich verehret. Ihr Name allein ist eine grosse Lobeserhebung. Es ist kein grösseres Privilegium unter den Menschen.

Man muß sich aber hüten, diejenigen zu verachten, welche in einem niedrigen Stande gebohren sind, (dieß ist der Ausdruck, dessen sich die Welt bedienet) man kann dieses nicht ohne Ungerechtigkeit thun. Da sie gebohren

worden, hat man sie nicht erst um ihre Meinung gefragt, und es ist dieses mithin nicht ihr Fehler.

Man muß sich nicht deswegen betrüben, daß man nicht in einem erhabnern Stande gebohren ist, als in welchen man sich befindet. Alle Stände haben ihre Beschwerlichkeiten. Wenn man das, was groß und reitzend scheinet, in der Nähe betrachten sollte, so würde man nicht so sehr davon eingenommen werden.

Die unglücklichsten Stände werden am meisten verachtet. Man hat nicht genug an ihrem würklichen Elende, man fügt noch Schande und Verachtung hinzu. Die Menschen sind in Wahrheit sehr grausam.

Man darf niemals sagen, schlechter Mensch, neuer Edelmann, niedriger Bürger, Landmann. Alles dieses sind beleidigende und verächtliche Namen. Man muß sie abzuschaffen suchen, weil sie nur den Haß unter den Menschen unterhalten. Allein die Namen, Betrüger, Verräther, Undankbarer, und andere von dieser Art, muß man beybehalten, um diejenigen allezeit zu beschämen, welche sie verdienen.

Daß den Menschen die Verachtung so verhaßt ist, das kömmt daher, weil unter der

Ver-

Verachtung eine geheime Drohung verborgen liegt.

Man muß die nicht verachten, welche in Dürftigkeit sind; man muß ihnen im Gegentheil Kennzeichen der Hochachtung geben, und da die Verachtung vielleicht das gröste Unglück in der Armuth ist, so macht man ihnen ihr Schicksal erträglicher, wenn man ihnen ohne Verstellung bezeugt, daß man sie schätzt. Ich rede nicht davon, ihnen von unsern Glücksgütern etwas mitzutheilen, und sie in ihrem Elende zu trösten. Dieß ist eine Pflicht, welche im Christenthume und in der Ehrbarkeit so sehr gegründet ist, daß man die Vernunft verlohren haben müste, wenn man sich von derselben frey machen wollte.

Man muß gegen sein Gesinde gelind und leutseelig seyn, und sie hierdurch über ihren unglücklichen Zustand trösten. Es ist eine Würkung des Glücks, daß sie in diesem Zustande, und wir über sie erhaben sind.

Man muß nicht streng in seinem Interesse seyn. Nichts kleidet besser, als von seinem Rechte etwas nachlassen.

Man muß das grosse Spielen vermeiden; dieses ist ein allzu gefährliches Vergnügen. Der Zorn, die Erbitterung, die Zänkereyen begleiten es mehrentheils: es verursacht offt

schlimme Nächte, und in der Folge ist es allezeit beschwerlich. Uebrigens muß man allezeit auf seiner Hut seyn, um nicht betrogen zu werden, und es ist allezeit eine sehr verdrüßliche Sache, sich so zu verhalten, als wenn man es mit Feinden zu thun hätte.

Die Religion und die Gottesfurcht machen glücklich, und dieß ist der festeste und sicherste Grund der Ehrlichkeit.

Man muß sich selten in eine allzu grosse Vertraulichkeit einlassen, und über dieses muß man nicht in das Lächerliche derjenigen fallen, welche sich gegen Personen Freyheiten erlauben, die weit vornehmer als sie sind.

Man muß in seiner Kleidung, in seinen Reden und Manieren sich nicht zu sehr hervor zu thun, und nicht zu sehr zu glänzen suchen; mich deucht, daß ein bescheidenes Ansehen eben so wohl stehet, als das, was man die schöne Lebensart nennet.

Es ist schön, etwas grosses in seinem äusserlichen Betragen zu haben; dieses erwirbt Hochachtung; allein ein angenehmes und bescheidenes Wesen hat nicht weniger gute Würkungen. Hierdurch macht man sich beliebt. Ein furchtbares Ansehen, welches man so sehr rühmet, hat, wie ich dafür halte, nur im Kriege seinen Nutzen.

Man

Man muß lernen sich nicht überdrüßig zu machen, und diesen Unterricht wohl fassen. Man ist sehr glücklich, wenn man mit sich selbst zufrieden seyn kann, denn man findet sich, wenn man will.

Der Hof ist, wenn ich so reden darf, ein Auszug des ganzen Reichs. Alles was fein und wohlanständig ist, findet man hier beysammen. Die Art zu reden, die Moden, die Stellung und die Sitten, alles ist hier vortreflich. Der gröste Theil dieser Dinge lernet sich nur nach und nach, wie man die Arzeneykunst durch die Erfahrung gelernt hat. Doch dünkt mich, daß man sie sollte nach Gründen zu lernen suchen; dieses würde das beste und sicherste seyn.

Man bemühet sich an den Höfen der Könige zu gefallen, weil man sein Glück daselbst findet und sich beliebt macht; daher kömmt es, daß die Hofleute so artig sind. Da hingegen die Menschen in den Städten und in den Republiken ihr Glück durch die Arbeit machen, so sorgen sie am wenigsten dafür zu gefallen, und dieses macht ihre Lebensart rauher.

Was man den Geschmack im figürlichen Verstande nennet, ist etwas sehr seltenes, und welches sich bey wenigen Personen findet. Wir können ihn weder erlernen, noch durch den

Unter-

Unterricht jemanden beybringen, er muß mit uns gebohren werden. Ein hoher Verstand scheinet vortreflicher zu seyn: allein der Geschmack ist in Wahrheit für die Gesellschaft uud für das Leben von einem grössern Werthe, und behauptet allemal seinen Vorzug. Hat man diesen Vortheil, so muß man denjenigen nicht verächtlich begegnen, welche ihn nicht haben. Man überzeugt sie dadurch nicht, wenn man ihnen sagt, daß sie Unrecht haben; man gewinnt sie weit eher, wenn man sie überredet.

Um ein angenehmer Gesellschafter zu seyn, muß man fein denken, und das in der Geschwindigkeit über alles, was in der Gesellschaft geredet wird. Dieses kann aber nicht geschehen, wenn man nicht einen vortreflichen Verstand, viel Gedächtniß und Einbildungskraft hat. Man muß auch seiner Sprache mächtig seyn; man muß alle Zierlichkeiten, uneigentliche Ausdrücke und Schönheiten kennen: ohne dieses, wenn man auch noch so schön dächte, darf man sich nicht einbilden, wohl zu reden.

Man muß sich nach den Fähigkeiten derjenigen bequemen, mit denen man zu thun hat, und sich zu dem Grad ihres Verstandes herab lassen. Man muß sich hüten, daß man nicht

die

die Herrschaft über die Gesellschaft zu behaupten sucht: man macht sich angenehm, wenn man willig zuhört, und andern ihren Verstand lässet.

Keine Materie ist so unfruchtbar, worüber sich nichts witziges und nichts sinnreiches sagen liesse; allein wenn die Materie nichts darbietet, so kann man allemal etwas angenehmes von solchen Dingen sagen, denen man gewachsen ist.

Die witzigen Einfälle sind selten, und hängen von der Gelegenheit und vom Glücke ab.

Die Erzählungen gerathen nicht allemal, man muß sie nicht zu offt anbringen, und wenn man dazu genöthiget ist, muß man dafür sorgen, daß sie nicht lang sind, und daß sie etwas besonderes und anziehendes in sich enthalten, wodurch Bewunderung erregt wird.

Man muß die Wiederholungen vermeiden; man verlangt das nicht zu hören, was man schon weiß; und nimmt keinen Antheil mehr daran.

Die neuen, grossen, allgemeinen Dinge, und diejenigen, welche das Ansehen der grossen Welt haben, sind allemal angenehm, weil die Menschen neugierig sind, weil sie Kleinigkeiten, und Dinge, welche von wenig Folgen

gen sind, verachten, und weil sie gemeiniglich durch das Grosse gerührt werden.

Dieß ist die Ursache warum das, was nach den Landschaften, nach kleinen Städten, und nach einzeln Theilen derselben schmeckt, von einem schlechten Geschmack ist.

Aus eben dieser Ursach werden die Erzählungen vom Kriege, von der Jagd und von dem Seewesen so wohl aufgenommen, und darum hört man nicht gern von niedrigen Profeßionen reden, welche man nicht achtet.

Man muß nicht erwarten, daß die Unterhaltungen allezeit gleich seyn sollen; sie sind veränderlich, und hängen vom Glücke ab, eben sowohl wie die übrigen Dinge.

Man kann nicht geschickt und angenehm werden, wenn man nicht gern lieset; ohne dieses ist das schönste Naturell mehrentheils trocken und unfruchtbar.

Es muß allezeit in unsern Handlungen, in unsern Gesprächen nnd in unsern Manieren eine gewisse Artigkeit herrschen, welche sie niemals verlassen darf. Nichts macht mehr Schande, als die Unhöflichkeit.

Die Artigkeit ist eine Mischung von Bescheidenheit, Höflichkeit, Gefälligkeit und Behutsamkeit, von einem artigen Zuge be-

gleitet, welcher sich über alles erstreckt, was man sagt oder thut. Und da so viele Dinge unumgänglich nöthig sind, um artig zu seyn; so muß man sich nicht wundern, wenn sie so selten ist.

Das Frauenzimmer ist von Natur zärtlich und artig. Der Witz erhebt sich und verschönert sich, um denselben zu gefallen, und bey ihnen lernt man vornemlich artig seyn.

Die

Die
Reitze der Freundschaft.

Das gegenwärtige Zeitalter ist nicht fähig, durch Ehrlichkeit und durch Nachdenken sich von seinen verdorbenen Sitten zu heilen. Man würde die Ausübung der Freundschaftspflichten schlecht empfehlen, wenn man nur den Wohlstand derselben beweisen wollte: und so wohl die Sittenlehre als die Natur würde dem Menschen unnütze seyn, wenn ihre Grundsätze nicht auf die Freude und auf das Vergnügen gebauet wären. Der Mensch hat ein natürliches Verlangen glücklich zu seyn; allein er weiß nicht, wie er glücklich werden soll; er irrt sich in dem allgemeinen Satze nicht, daß das, was man liebet, kein Glück ist, wenn es nicht mit der Tugend überein kömmt, allein er betrügt sich in der Anwendung, und um beständig seine Neigungen mit seiner Vorstellung von dem Glück zu vereinigen, so macht er sich das zum Grundsatze: daß etwas nicht Tugend ist, wenn es mit dem streitet, was man liebet.

Ich

Ich will hier keinen Sittenlehrer und keinen Kunstrichter über die Verschiedenheit unsers Zeitalters mit dem vergangenen abgeben. Ich weiß wohl, daß das Verderben so groß gewesen ist, als es gegenwärtig seyn kann, daß die erstern Jahrhunderte die ersten Laster gesehen haben, und daß unsre Zeiten nur Copien der ältern sind. Allein ich beklage mich mit Recht darüber, daß man sich dem Stroom überläßt, ohne die Billigkeit zu erwegen, und daß man so sorgfältig das fliehet, was den Anschein des Ehrbaren hat, ohne zu untersuchen, ob es nicht das reitzendste ist. Ob gleich die Hofleute behaupten, die Freyheit der Vergnügungen gründlich beurtheilen zu können; so kann man, wenn man alle Annehmlichkeiten der Freundschaft hinwegnimmt, sagen, daß die ihrige nur eine Commödie ist, weil sie nur in Geberden bestehet, daß die treulosesten, die zierlichsten Freunde für die besten gehalten werden, und daß die schmeichelnde Untreue das Kennzeichen eines guten Hofmannes, so wie die Unmöglichkeit ein Laster zu entdecken, ein Beweiß für die Unschuld ist. Die innerliche Verbindung des Herzens wird als eine falsche Münze ausgeschrieen, und noch ärger; denn eine falsche Münze ist es hier noch weniger, wo fast alle süsse Herren sich bestreben in Seuf-

 zern

zern und in zärtlichen Briefen, die jungen Aebte in der Verehrung, und die trägen Marquis in lächerlichen Umarmungen zu bezahlen. Kann man wohl jemals ein verdrüßlicher Leben führen als dieses, und erkaufen wir nicht unsern Vortheil zu theuer, wenn es uns so viele Niederträchtigkeiten kostet? Das heißt sich zu viel Gewalt anthun, um die Angelegenheit seines Freundes zu verderben, so wie es seinem Herzen zu viel Vortheil einräumen heißt, wenn man seiner Freude das Glück seines Freundes aufopfert. Eben die Bezeigungen der Freundschaft, welche dazu dienen, die Klugheit derer, welche man nicht liebet, einzuschläfern, nehmen die Farbe der Schmeicheley an, wenn sie sich dem Fürsten nähern; dieses beraubet die Könige und ihre Günstlinge des angenehmsten Gutes, welches die Gesellschaft den Menschen zu gewähren vermag. Sie haben so viel andere Ketten, die Herzen zu fesseln, als die Bande des Verdienstes und der Zuneigung, daß man nicht daufür besorgt ist, ihr Freund zu seyn, wenn man nur unter ihren Creaturen ist. Die, welche nur für den Eigennutz und für den Stolz empfinden, suchen die Hochachtung des Fürsten aus keiner andern Absicht, als nur um ihr Glück zu vergrössern, und selbst diejenigen, welche edel genug denken, indem

sie

sie sein Herz zu gewinnen suchen, können hier diese süsse Vertraulichkeit nicht hoffen, welche die Bande knüpfet, sie werden mit eben den Ketten, als die andern, gefesselt, ob sie gleich in geheim darüber seufzen, und dazu von der Nothwendigkeit sich gezwungen sehen, was die Schmeichler aus Vorsatz thun. Auch siehet man, daß die, welche einem glänzenden Glücke am nächsten kommen, diejenigen sind, welche sich von einem glücklichen Schicksal am weitesten entfernen. Da sie sich durch einen blendenden Glanz reitzen lassen, verliehren sie alles Feuer, wenn der Reitz vergehet, und ihre Freundschaft, welche durch nichts anders, als durch Pracht und durch Glück in Bewegung gesetzt worden, fällt und erhebt sich mit ihnen. Die Zärtlichkeit der Liebe weicht eben sowohl der Freundschaft, als die, welche man für das Glück hat. Wenn diese Leidenschaft bey ihrer Entstehung aufrührisch ist, so wird sie es in der Folge nicht weniger seyn; man muß sich für lasterhaft bekennen, wenn man zu erkennen geben will, daß man liebet; man muß seufzen, allem Eigensinn und allem wunderbaren Wesen einer Geliebten schmeicheln, einen ganzen Monat lang stillschweigend reden, ehe man es waget, den Mund aufzuthun, Eifersucht erwecken, um zu erfahren, wie hoch man von

dem geliebten Gegenstande geschätzt wird, sich verliebt stellen, seine Nebenbuhler stürzen, den Zorn derjenigen empfinden, welche es nicht sind, und offt, wenn man alles dieses versuchet hat, wird man von einem neuen hintergangen, welchen ein ohngefährer Zufall herbey führet, und welcher aus Neigung geliebet wird. Ich weiß wohl, daß diese Leidenschaft für eine Leidenschaft schöner Seelen gehalten wird, und daß man keinen für die Welt wohlgebildeten jungen Menschen finden wird, welcher wenigstens nicht einmal verliebt gewesen. Allein wenn diese Regel einigen Grund hat, so ist es gewiß kein anderer als der, man muß die grossen Uebel kennen, um sich mit mehrerer Einsicht und Sorgfalt vor ihnen zu hüten. Die Freundschaft hat alle Annehmlichkeiten einer so zärtlichen Gemeinschaft, und nicht einen einzigen von ihren Fehlern. Eine richtige Beurtheilung erweckt in uns Wohlwollen gegen eine erkannte Treue. Dieses ist noch nicht Freundschaft, allein es ist die Ursache, welche sie hervorbringt, so wie das Vergnügen einen schönen Gegenstand zu sehen noch nicht eigentlich Liebe ist, sondern der erste Ursprung derselben. Diese erste Bewegung, welche wir für eine tugendhafte Person empfinden, macht daß wir ihr Gu-

tes wünschen; allein ihr Eindruck ist noch nicht stark genug, um uns zu bewegen, an ihrem Unglück Theil zu nehmen, und wie allemal zwey Leidenschaften nöthig sind, uns von einer zärtlichen Liebe zu überzeugen, die Freude den geliebten Gegenstand zu sehen, und der Schmerz ihn nicht zu sehen, so haben wir zwey Bewegungen nöthig um unsre Freundschaft in dem Antheile zu entdecken, welchen wir an dem Kummer unsers Freundes nehmen wollen, und in dem Antheil, welchen er an unserm Vergnügungen nehmen soll. Die Freundschaft hat, wie die Liebe, etwas angenehmes, das man nicht beschreiben kan. Das angenehme der Liebe überraschet die Urtheile des Verstandes, und will ihnen auch kein Gehör geben, wenn sie Unvollkommenheiten entdecken. Nur unter der Gestalt von Tugenden lässet sie uns Fehler an der geliebten Person sehen. Sie stellt uns ihren Leichtsinn als eine angenehme Munterkeit, ihre Einfalt als Weißheit, ihre Unbedachtsamkeit als Wiz, oder ihre allzugrosse Langsamkeit als Klugheit vor. Sie dichtet ihr Verhältnisse ins Gesicht, welche nur in unserer Einbildung sind. Sie entdeckt Schönheiten des Geistes an ihr, welche nur von unserer Liebe herrühren. Sie schmeichelt uns auf eine so angenehme Weise bis

wir so alte Gefangene sind, welche ihre Ketten nicht mehr zerbrechen können. Sie bringt uns Seufzer dar, welche niemals für uns bestimmt gewesen sind, sie entzweyet uns mit unsern Nebenbuhlern durch Bezeigungen der Zärtlichkeit, welche sie mit uns gemein gehabt haben, sie unterhält uns mit dem Kaltsinn der Person, welche wir lieben, gleichsam aus einer weisen Vorsicht, um ohne Gefahr zu lieben, und ohne Geräusch geliebt zu werden.

Das unnennbare Angenehme in der Freundschaft übertrift jenes weit, weil es mehr in der Stille würket. Es läßt uns Ruhe genug, um richtig urtheilen zu können. Es läßt uns auch sorgfältig untersuchen, ob die Personen, welche wir lieben wollen, die nöthigen Eigenschaften zu einer schönen Verbindung haben, und wenn wir nur eine von Eigennutz und Schmeicheley gereinigte Seele haben, so ist dieses Licht des Verstandes, welches bey der Liebe allemal der Gewalt des Herzens weicht, der Freundschaft ein sicherer Beystand über die Leidenschaften herrschen zu können. Man mache die Zärtlichkeit seines Herzens nicht bekannt, man erkenne erst seinen Freund, ehe man liebet, und sich wieder lieben lässet, und weil wir nach der geschlossenen Vereinigung mit demjenigen,

nigen, welchen wir uns erwählet haben, über alles zu Rathe gehen müssen, so nehme man sich die Zeit, über die Wahl des Freundes mit sich zu Rathe zu gehen. Die wechselsweise Hochachtung zweyer Freunde ist allemal das erste Band, welches sie beyde vereiniget. Es hält schwer uns fest zu verbinden, wenn wir bey dem Gegenstande unserer Freundschaft nicht liebenswürdige Eigenschaften erkannt haben, und wenn wir zuweilen auf Treu und Glauben unser Herz der Neigung überlassen, so kommen wir von unserer Uebereilung wieder zu uns selbst, sobald wir anfangen nach der Erkänntniß unsers Verstandes zu wählen.

Die Ehrerbietung entstehet aus dieser wechselsweisen Hochachtung, welche man den Freunden erweisen will. Wir nehmen ihren Rath als Gesetze an, wenn wir ihre Treu und ihre Neigung, uns nicht zu betrügen, erkannt haben, und wenn wir sie für weise genug halten, daß sie sich selbst nicht betrügen. Wir nehmen ihre Verweise noch williger an, weil wir überzeugt sind, daß sie keine ungerechten Vertheidiger noch verwegene Streiter sind. Und wenn zuweilen das Herz sich wider die Rechte der Freundschaft empöret, so weiß die Ehrerbietung, welche durch eine lange Gewohnheit sich in uns gebildet, sich des Verstandes so

geschickt zu bedienen, um sich des Herzens zu bemächtigen. Dieser Mangel der wechselsweisen Hochachtung macht die Freundschaft der Stolzen eben so schwach als das Rohr; sie können niemanden schätzen, weil sie ihren eigenen Verdiensten allen Weihrauch ihres Verstandes schuldig zu seyn glauben; und wenn sie zuweilen verbunden sind die Verdienste anderer zu erkennen, so bringet diese Erkänntniß in ihnen nur geheime Eifersucht und unnütze Verwirrung hervor. Diese Art von Leuten verdient nicht bemerkt zu werden, wenn man sich Freunde wählet, als nur um allen Umgang mit ihnen zu vermeiden, und wir müssen gewiß versichert seyn, daß alle Proben der Freundschaft, welche sie uns geben, nur dahin abzielen, unsere Zärtlichkeit zu ihrer Eitelkeit zu mißbrauchen.

Deswegen wünschte ich, daß zwey Personen, welche ihr Herz, ihr Verstand und ihre Neigungen mit einander verbinden, auch einerley Geschäfte haben möchten. Allein, wie es schwer seyn würde, so viel Verschiedenheiten mit einander zu vereinigen, und zwey vortrefliche Seelen zu finden, welche sich in allen gleich sind, so kann die Ungleichheit der Geburt, der Ehrenstellen und des Glücks in der Klugheit des Verstandes, und in der

Zärtlichkeit des Herzens eine angenehme Ersetzung finden. Der, mit welchen das Schicksal am besten umgegangen ist, darf sich niemals an die Vortheile erinnern, welche er von demselben erhalten hat, als um sie seinen Freund vergessend zu machen. Er muß von seiner Höhe herab steigen, weil er durch sein Glück zu sehr erhaben ist. Wenn er nicht mehr vertraulich und offenherzig ist, so wird die Schwachheit seines Freundes dieses Gleichgewicht nicht finden, welches das Zutrauen erwecken würde; und wenn er sich durch seine Leutseeligkeit nicht eben so sehr zu ihm herab läßt, als ihn die Natur durch den Rang über ihn erhoben hat, so wird die Ungleichheit des Standes allemal die Freundschaft zerstören. Diese Pflicht läßt leicht erkennen, welche Größe der Seele ich für die Vereinigung fordere. Ich kann nicht leiden, daß man nützliche Personen sucht, wenn man Freunde erwehlen will. Seneca hat sehr wohl bemerkt, daß man alles wider die Freundschaft unternehmen kann, wenn man hierbey etwas anders zu finden verlanget, als die Freundschaft selbst. Ohne einen Stoiker abzugeben, verlange ich, wenn ich einen Freund suche, einen Mann, dessen Leben mir so theuer ist, daß ich beständig bereit seyn würde, das meinige für die Erhal-

tung des Seinigen aufzuopfern. Ich verlange einen Mann, dessen Elend mich eben so wohl als ihn verbannet; welcher über mich als ein ihm eigenes Gut gebieten kann, welcher mit mir Glück und Empfindungen gemein hat, und welcher mich ihm verbindlich zu machen glaubt, wenn er mich an seinem unglücklichen Schicksal Theil nehmen läßt. Ueber den Grundsatz, welchen ich fest setze, scheint mir die Meinung des Lälius bey dem Cicero ein wenig unbequem zu seyn. Ich kann nicht, (sagte dieser zärtliche Freund) den Tod des Scipio beweinen, weil die schöne Freundschaft nur für das Unglück der geliebten Person Schwachheiten erlaubet. Scipio hat bey seinem Sterben nichts verlohren; der Ruhm, welchen er in der Welt erlanget, wurde durch einen so ehrenvollen Tod glücklich vollendet. Er wurde bey den Römern nur für einen grossen Mann gehalten, er wird in unsern Tempeln den Rang eines Gottes behaupten, und sein Tod wird unsern Bürgern mehr Thränen kosten, als die Wirkung seiner Tapferkeit den Feinden gekostet haben. Sein Schicksal kann nicht schöner seyn, und wie ich in dieser verdrüßlichen Entfernung mehr als ihn verlohren habe, so würde man leicht das für ein Interesse des Vaterlandes

oder

oder für Eigenliebe halten, was nur Freundschaft ist, wenn ich dem Thränen widmen wollte, welcher nichts mehr als Weyhrauch annimmt. Man sehe, wie weit die Weltweißheit eines schönen Geistes gehen kann, welcher kein allzu zärtlich Herz hat. Es bequeme sich hierzu wer da will; allein ich gestehe frey heraus, das ich, ohne mir darüber zu viel Bekümmerniß zu machen, was man etwa von mir denken möchte, den Tod eines Freundes eben so betrachten würde, als ein furchtsamer Verbrecher das Werkzeug seiner Todtesstrafe ansieht. Die Zeit, welche alle Arten von Wunden heilet, würde niemals die meinige heilen. Die Vergnügungen, welche allen Kummer versüssen, würden nur die Vorstellung des Schmerzes über den verstärken, welchen ich verlohren habe, und alle Bemühungen, die man anwenden würde, mich wieder vergnügt zu sehen, würden auf meine Traurigkeit keinen stärkern Eindruck machen, als der Kummer eines guten Freundes auf meine Freude. Obgleich meine Freundschaft nicht eigennützig ist, so würde sie doch sehr zärtlich seyn, und der Freund, welchen ich mir erwählet, würde mir unangenehme Stunden machen, wenn er nicht auf gemeinschaftliche Kosten lieben wollte. Die Billigkeit des Geistes ist eine der feste-

sten Stützen, welche diese schöne Verbindung haben kann. Dieses ist es aber auch, was junge Leute unfähig macht, sich zu verbinden. Sie haben gemeiniglich Leidenschaften, welche alle Maaßregeln der Freundschaft brechen, und da sie nach ihren verschiedenen Charakter nur eine übelgeordnete List, oder ein hitziges Temperament haben, so fürchten sie den Rath eines Freundes, welcher ihren Eigensinn bestreiten, und aufrichtig mit ihnen umgehen wollte. Ein junger Mensch, welcher einen Liebeshandel hat, und welcher eine Geliebte eben so leicht zu überwinden glaubt, als er den Zutritt zu ihr erhalten, wird der sich wohl der Erfahrung eines Freundes anvertrauen, welcher ihn voll Klugheit die Eitelkeit seiner Absichten zeugt? Die Frauenzimmer, welche sich zu mäßigen wissen, verabschieden ihre Liebhaber, entweder weil sie eine wahre Tugend zu erhalten haben, welches bey einem so schwachen Geschlecht, als dieses, etwas seltenes ist, oder weil sie nur tugendhaft scheinen wollen, wozu sie die Nothwendigkeit es zu thun zwinget. Es ist schwer, daß ein leichtsinniger junger Mensch sich aus diesem Labyrinth heraus helfen, und daß er alle die Abwege und alle Netze kennen sollte, wenn er sich nicht einem getreuen Freunde anvertraut, welcher hierin eine bessere Einsicht

hat,

hat, und vom Eigennutz frey ist. Was noch mehr den Frühling des Alters von der schönen und wahren Freundschaft entfernet, ist der gewöhnliche Haß gegen alles was Tugend heißt. Dieser Name ist ihm so fürchterlich, als das Gegentheil davon ihm angenehm ist. Er glaubet sich unrecht zu thun, wenn er mehr der Sinnlichkeit als der Vernunft folgt. So suchen junge Leute ihre Freunde beständig in ihre lasterhaften Leidenschaften zu verwickeln. Wenn sie sie um ihren Rath bitten, so ist es schon ausgemacht, daß sie mehr Beyfall als Belehrung verlangen. Sie wollen nicht begreifen, daß man sich ihnen dadurch am meisten verbindlich macht, wenn man ihren Neigungen nicht schmeichelt, und wenn sie ihre Freunde durch diese geringen Vergnügungen nicht verführen können, wodurch sie selbst sind verführet worden, so bleiben sie lieber eigensinnig bey der Unordnung ihrer Leidenschaften, als daß sie aus Zärtlichkeit der Freyheit zu fehlen entsagen sollten. Sie haben mehrentheils Verstand, und dieser Verstand gefällt nur denen, welche keinen Gebrauch davon machen. Allein der Geist der Mäßigung, welcher die Sinnen und das Herz leitet, welcher über die Gespräche und über das Stillschweigen herrschet, den haben sie nicht, und wollen ihn auch

nicht haben, und die Opfer welche man für die witzigen Einfälle verschwendet, machen, daß sie die Vergnügungen anderer zu sehr verehren, bis sie ihre Freunde ihrer Gesprächigkeit aufopfern. Wie viel Klugheit ist nicht bey der Freundschaft nöthig, um alle diese Klippen zu vermeiden. Einige haben gefordert, daß wir für unsre Freunde alles das thun sollen, was wir für uns selbst thun würden, und andere haben unsere Verbindlichkeiten nach dem bestimmt, was unsre Freunde für uns thun. Ich erlaube nur denen der Meynung der erstern zu folgen, welche viel Eigenliebe haben. Was wir für einen Freund thun müssen, ist so nothwendig, daß wir darüber offt das vergessen müssen, was wir uns selbst schuldig sind. Und um zu der zweyten Meinung zu kommen, welche erst erwarten will, was unsre Freunde für uns thun werden, ehe wir unsre Zärtlichkeit für sie in Bewegung setzen, so glaube ich, daß man, um ihnen zu dienen, nur die günstigen Gelegenheiten abwarten muß, und daß diese gezwungene Maaßregeln, welche man der Freundschaft vorschreiben will, mehr Eigennutz und Seltsames als wahre Vorsichtigkeit verrathen.

Die Augenblicke, in welchen man seinen Freunden gute Dienste erweißt, sind die schätzbarsten.

barsten. Man muß ihnen niemals mit langsamen Schritten dienen, wie ein Staatsminister seiner Creatur. Diejenigen, welche die Könige zu diesem Range erheben, blos um sie glücklich zu machen, lassen sie, um ihnen allezeit die Vorstellung der Niedrigkeit zurück zu lassen, woraus sie sie ziehen, nur Stufenweise steigen, und da sie in diesem niedern Glück eine Stütze für ihre eigne Grösse suchen, so lassen sie sie niemals ihrer Person nahe kommen, als nur in so fern sie sie nöthig haben, um sich, wenn sie ihren Fall vor Augen sehen, zu erhalten, ohne sich jemals ausser Stand zu setzen, ihr Geschöpf zerstören zu können, wenn es sich wieder seinen Schöpfer auflehnen sollte. Freunde müssen einander auf eine andere Art dienen, weil sie ein andres Interesse zu beobachten haben. Sie müssen, wenn sie sich einander durch Wohlthaten verbindlich machen, dieses auf eine sehr feine Art thun, und alles Unangenehme hiervon entfernen. Sie müssen die Dienste, welche sie einander erweisen, herab setzen, und für sehr gering ausgeben. Sie müssen ihre Freunde der Beschwerlichkeiten des Dankens überheben, an der Erkäntlichkeit zuweilen einen kleinen Raub begehen, um die Freundschaft zu bereichern. Die Liebe ist auf das Verlangen, sich selbst

ver=

vergnügt zu machen, gegründet, und die Freundschaft hat nur das Vergnügen des geliebten Gegenstandes zum Zweck. Man sieht bey den Liebhabern und bey den Freunden in den Wechsel des Glücks ganz ein entgegen gesetztes Bezeigen. Der Liebhaber, welcher seine Schöne zwingen will, ihre Empfindungen zu erklären, oder sie in ihrem Gesichte zu zeichnen, sagt ihr alles sein Unglück, und durch den Antheil, den sie an seinem widrigen Schicksal nimmt, glaubt er den Grad ihrer Liebe zu erkennen. Dieses muß man nicht so wohl Vertraulichkeit nennen, als die Kunst, ein Geheimniß zu offenbaren. Er verbirgt hingegen sorgfältig alle sein Glück, damit man diesem nicht etwas zueigne, was er seinen Verdiensten zugeschrieben wissen will. Und wenn die Person, die er liebet, auch nicht eigennützig wäre, so würde doch die Besorgniß, daß sie ihre Leidenschaften ändern möchte, alle Annehmlichkeiten verderben, und seinen Argwohn weit mehr verstärken, als die reinsten Zärtlichkeiten seine Liebe reitzen könnten. Das Betragen eines Freundes muß ganz anders seyn. Er muß mit seinem Freunde alle Freude theilen, und hierin mehr Vergnügen als in der Zurückhaltung finden. Wenn im Gegentheil das Unglück ihn verfolgt, so muß er

die

die Klagen vermeiden, welche auf das Herz eines treuen Freundes mehr Eindruck machen würden, als das grausamste Unglück auf das seinige zu machen vermögend seyn würde. Diese Regel muß unverletzlich seyn, weil ein Freund den Kummer, daran wir ihn wollten Theil nehmen lassen, nicht versüssen kann. Dieses hiesse in der Zärtlichkeit eine vergebliche Verzweiflung unterhalten, welche wir doch durch Freude und Vergnügen bilden sollen, dieses hiesse seinem Geiste einen Zwang anthun, um sich Hülfe zu verschaffen, die man niemals finden würde. Oder wenn er einiges falsches Licht findet, dessen er sich glaubet bedienen zu können, so wird ihn sein Eifer eben so viel Irrthümer kosten, als die Schwürigkeit des Labyrinthes ihm Verdruß gemacht hat. Wenn er uns ein nützliches Mittel verschaffen kann, so müssen wir ihm die Gelegenheit uns zu heilen nicht rauben. Das würde bey dieser Gelegenheit mehr Untreue als Klugheit seyn, und wir würden dem, von welchem wir geliebt zu seyn glauben, sehr unrecht thun, wenn wir durch unser Stillschweigen ihn um das Vergnügen bringen wollten, welches er in der Erleichterung unserer Uebel geniessen könnte. Was von einer so geliebten Hand kömmt, hat vielmehr Angenehmes für unsre

Schmerzen als alle andere Linderungsmittel. Und diese neue Probe, welche wir von der Zärtlichkeit unsrer Freunde erhalten, macht eben so süsse Eindrücke als die Aussöhnung der Verliebten nach ihren kleinen Zwistigkeiten. Wenn wir den, welchen wir lieben, unsern Kummer wissen lassen, so haben wir nicht die Absicht, ihm die Freude zu verbieten, und ihm die Schmerzen gleichsam durch ein Gesetz vorschreiben zu lassen. Wenn wir unsern Schmerz mit ihm theilen wollten, so würden wir den unsrigen verdoppeln, und der Gedanke von dieser Theilung würde beständig in unser Herz, in die Quelle derselben zurück kommen, und es in eine weit grössere Unruhe versetzen, als der Gedanke des ersten Uebels. Allein, die Gegenwart eines Freundes beruhiget uns völlig wieder. Der Trost, welchen er uns giebt, hält der Traurigkeit das Gegengewicht, und das Vergnügen, welches wir empfinden, wenn wir ihn das Zutrauen sehen lassen, welches wir gegen seine Freundschaft haben, öffnet die Seele vollends der Freude, durch eine Zurückkehr weit angenehmerer Vorstellungen, ohne daß unser Freund sich genöthiget siehet, unsern Kummer durch seinen Schmerz zu versüssen. Diese Art, sich seines Freundes zu bedienen, ohne hierbey Fehltrit-

te zu begehen, und ihn auf eine gute Art verbindlich zu machen, macht die Sicherheit und das Vergnügen der vollkommensten Vereinigung aus. Diese Art ist denen sehr leicht, welche sie in Ausübung bringen wollen. Die Maaßregeln hierbey sind nicht gezwungen, und sind von keinen unangenehmen Folgen begleitet. Wenn man sie genau beobachtet, so erwirbt man sich eine so edle Freymüthigkeit, man lernt die Zärtlichkeit von der Eigenliebe unterscheiden, daß man sich fast niemals betrügt, wenn man nicht leichtsinnig dabey ist. Sie verbreitet beständig neue Reitze auf die wechselsweisen Gefälligkeiten der Freunde, und dieses ist ein grosses Geheimniß in der Freundschaft, wenn man diejenigen, welche man liebet, auf eine solche Art verbindlich zu machen weiß, daß sie niemals müde werden, die guten Dienste, welche man ihnen erweißt, anzunehmen. Die Liebe hat nicht diese Vortheile, und so zärtlich sie auch seyn mag, so muß sie doch abnehmen, wenn sie einen zu hohen Grad erreicht hat. Die geschicktesten Buhlerinnen mögen ihre Händel noch so gut einrichten, so werden sich doch allemal die Sinnen nach dem Urtheile des Verstandes richten. Wenn sie alle ihre Geschicklichkeit erschöpft haben, um zu siegen, so

erschöpfen sie das Vergnügen, sobald sie es zu geben bestimmt sind. Und dieses ist eine ungezweifelte Regel für den, welcher die Leidenschaften ein wenig kennet, daß das gute Vernehmen der Freundschaft beständig mit jedem Dienste eines Freundes wächst, wenn er von Wichtigkeit ist. Allein die Liebe wird durch jede Gunstbezeugung einer Geliebten vermindert, wenn sie sonst keine mehr übrig hat. Alle geschickte Frauenzimmer, welchen es beständig in ihren Liebeshändeln glückt, sehn sich allemal auf den Bruch vor, wenn sie so viel Schwachheit gehabt haben, alles zu verwilligen. Sie bemerken mit Sorgfalt, daß eine gesättigte Liebe schläfrig wird, daß derjenige, welcher nicht durch Verdruß ermüdet wird, es unfehlbar durch den überflüßigen Genuß wird, und daß die Grausamkeit für die Eroberungen niemals so gefährlich ist, als die übel angewendeten Gütigkeiten. Dieß ist die Ursache, warum sie den Ehestand, als das Leichenbegräbniß der verliebten Sorgfalt, der Seufzer, und der zärtlichen Briefe betrachten. Wenn das Glück sich nicht darein mischet, so knüpft die Liebe selten Bande, welche nicht ihre Annehmlichkeiten vernichten. Man kennt sich hier zu sehr, um sich zu viel zu lieben, und die Schwachheit der Ge-

wohn-

wohnheit oder der Neigung, welche man einander täglich entdeckt, machen, daß die gute Seite, welche bey den Liebenden vorher beständig sichtbar ist, vergessen wird. Es ist ein Fehler, sich zu viel zu sehen, wenn man einander lange lieben will. Die Zänckereyen und die Abwesenheit sind die Nahrung dieser Leidenschaft. Man muß Zwistigkeiten haben, um beständig vereinigt zu bleiben, man muß einander tausend kleine Verdrüßlichktiten machen, um eine lange Ruhe zu unterhalten; und wenn man die Zärtlichkeit nicht durch Bitterkeit reitzet, so macht man in der Liebe eine schlaftrunkene Seele, welche alle mögliche Vergnügungen nicht zu erwecken fähig sind. Die stärkste Verbindung der Liebe findet Reitzung sich zu trennen, so wie die entferntesten Herzen Mittel finden sich zu vereinigen. So viel Freundschaft, so viel Seufzer, als man sich nur immer gedenken mag, so rede man nicht davon, diejenigen mit einander zu verheyrathen, welche einander gleich stark lieben, sondern diejenigen, welche das Glück gleich stark liebet. Und dieses Familieninteresse, welches bey Privatpersonen eben so stark ist, als das Staatsinteresse bey den Königen, richtet in einem Tage mehr Zärtlichkeit zu Grunde, als die gröste Unbeständigkeit in

zehn Jahren nur zu Grunde zu richten vermögend ist. Diejenigen, welche also verheyrathet sind, nehmen endlich das Joch aus Schuldigkeit an, welches man ihnen aus Tyranney auflegte. Sie erwerben sich eine Fertigkeit, denjenigen Gegenstand nach Vorstellungen der Vernunft zu lieben, welchen sie nicht mehr hassen können, ohne sich in der Welt Schaden zu thun. Oder wenn sie nicht Einsicht genug haben, unnütze Ketten des Herzens durch die Stärke des Geistes zu zerreissen, oder wenn ihre Leidenschaften nicht so unordentlich sind, sie unbeständig zu machen, so werden sie es unvermerkt aus Eigensinn, wenn sie es nicht durch Tugend gewesen sind. Sie haben zum wenigsten eben so viel Lust, einen neuen anzuhören, der das Bekenntniß vor ihnen ablegt, als die Witwen geneigt sind, zum zweytenmal: Ja! zu sagen, uud dieses ist für die wenig tugendhaften Frauenzimmer ein galanter Wittwenstand, einen erschöpften Liebhaber zu haben, welcher immer einerley sagt, oder welcher von ihnen nichts als eben dieselben Gunstbezeigungen erwarten kann.

Die wahren Freunde haben dergleichen Unglücksfälle nicht zu befürchten. Ihre Freundschaft ist nie so unfruchtbar, daß sie nicht Vergnügen genug zu ihrer Unterhaltung

dar=

darreichen sollte. Da man keine Nebenbuhler zu befürchten hat, da man keine Eifersucht zu erwecken, und sich keine Erklärungen zu thun braucht, so ist die Ruhe allezeit sicher, der Zanck vergeblich, und das Sonderbare ohne Annehmlichkeit. Die Ehre erlaubet allemal so zu lieben, die Schwachheit allein kan es verhindern. Allein, da sie nicht durch den Ueberdruß unterhalten wird, so kan man sich durch Gründe davon befreyen, und wenn man nur seine natürliche Unbeständigkeit zu überwinden hat, so kämpft der Geist mit mehrerer Stärke, und der Eigensinn mit mehrerer Trägheit. Das ganze Geheimniß dieser Methode ist, die Seele seines Freundes wohl zu läutern, über seine Leidenschaften die Herrschaft zu behaupten, welche er sich selbst versagt, und durch gemäßigte Vertraulichkeit und guten Rath sich seines Herzens zu bemächtigen. Wenn es nöthig ist, sein Geheimniß mit Zärtlichkeit anzunehmen, so muß man ihn beständig mit Klugheit bessern. Die Hitze ist ohne Wirkung, weil hieraus Erbitterungen entstehen. Allein auch die Schmeicheley ist lasterhaft, weil die Freundschaft nicht zur Gesellschafterin des Lasters, sondern zur Hülffe der Tugend gegeben ist. Wenn euer Freund schwach genug ist, sich der Liebe zu ergeben,

 so

so gebrauchet euch eures Verstandes, ehe ihr euch verbindlich macht, ihm zu dienen. Wenn ihr seine Neigung nicht mit eben den Augen betrachtet, als er, so werdet ihr deren Stärke und Schwäche bey der geringsten Beobachtung erkennen. Wenn seine Leidenschaft ungerecht ist, so könnet ihr ihm keinen bessern Dienst erweisen, als wenn ihr sein Herz von dem lasterhaften Abwege wieder zurück bringet. Wenn seine Zärtlichkeit eben so rein ist, als die treueste Freundschaft, so mischet euch noch in nichts, bis ihr die Hindernisse vorher gesehen, und Klugheit genug besitzet, den Ausgang zu übersehen. Ihr verbindet seine eigennützige Liebe mit eurer Freundschaft, wenn ihr seiner Neigung dienet, und diese beyden Neigungen, wenn sie so genau verbunden sind, daß sie nur eine Bewegung in seinem Herzen haben, wenn seine Absicht nicht gelinget, wenn er nicht zu den heldenmüthigen Seelen gehöret, deren Licht alles durchdringet, und niemals von Leidenschaften verblendet urtheilen, so schreibt er ohnfehlbar den übeln Fortgang in der Liebe der Freundschaft zu. Die Ehrbegierde eures Freundes, wenn ihr sie befriedigen wollet, erfordert noch mehr Maaßregeln als die heftigste Liebe. Ihr müßt ihm nichts von dem versagen, was ihn glücklich machen

kann,

kann, ohne daß er lasterhaft wird. Allein ihr müsset zuweilen das, was zu seinem Vortheil dienet, besser als er beurtheilen. Bey der Ausübung ziehet nur die Hitze eurer Freundschaft zu Rathe; allein erweget die Fähigkeiten dessen, welchen ihr erheben wollet, ehe ihr dieses ins Werk zu richten suchet. Alle Aemter schicken sich eben so wenig für jede Person, als alle Kleider für jede Taille, und alle witzige Einfälle für jede Gesellschaft. Wenn ihr euren Freund auf einen Posten setzen wolltet, dessen Gewicht er nicht ertragen könnte, so würdet ihr tausend Personen schaden, und ihm keinen Nutzen schaffen. Der Glanz, mit welchem ihr seine Ehrbegierde bereichern würdet, würde nichts weiter als eine unnütze Beute seyn, welche sein Stolz eurer Ehre raubet; und die Unruhe des Gemüths, welche er empfinden würde, wenn er weiter nichts sähe, als eure Ungerechtigkeit, würde sich endlich an eurer Freundschaft, als an der Ursache seiner Grösse rächen. Das, was ich jetzt gesagt habe, erweiset hinlänglich, daß die Redlichkeit zu einer wohl geordneten Freundschaft nicht hinreichend ist, sondern daß hierzu noch Beurtheilungkraft, Erfahrung und Verstand gehöret. Die Freundschaften von einer andern Art dauren nicht länger, als die Liebe, und

der zu weit getriebene Eifer zerreißt die Bande nicht weniger als der Kaltsinn, oder die Unbeständigkeit. Aber wenn man einen Menschen finden kan, der nicht einen von diesen Fehlern hat, ist wohl auf der Welt etwas süssers, als einen treuen Freund zu haben, welcher alles waget, um euch zu gefallen, und euch niemals Gefahr laufen läßt, der euch das Glück so angenehm, und das Unglück so erträglich macht, als möglich ist, welcher euch alle eure Freuden schmackhaft machet, und an allen euren Kummer Theil nimmt, welcher euch erhält, wenn ihr gleitet, und euch aufhebet, wenn ihr fallet, und der nicht fähig ist, euch seinem Glück, oder dem Eigensinn seiner Leidenschaften aufzuopfern? Die Freundschaft ist denen zu allen gut, welche auf eine vernünftige Art zu lieben wissen; sie entfernt die Sorgen von den Reichthümern, die Eitelkeit von der Ehre, die Unruhe von den Geschäften, und die Bitterkeit von dem Vergnügen.

So wie GOtt das höchste Gut ist, so ist es ein Eigenthum seiner Natur, durch Denken glücklich zu seyn. Allein die Menschen sind es durch Nachahmung. Man trift Menschen genug an, welche wünschten es zu thun; allein es ist etwas seltenes, ein Herz zu finden,

das

das dazu fähig ist. Wenn die Menschen das Vergnügen kenneten, welches damit verbunden ist, so würden sie es allen andern vorziehen. Allein die Schwürigkeit der Erfahrung macht die Ungerechtigkeit ihrer Wahl. Sie wollen niemals anfangen vertraut zu seyn. Sie versichern sich niemals von etwas, um nicht allemal betrogen zu werden. So ist alles das, was ich von der Freundschaft gesagt habe, nur die Vorstellung von einer schönen Sache, wenn das Zeitalter uns nicht eine Seele von einem ganz besondern Charakter darstellet. Ich werde sie mein ganzes Leben hindurch mit Fleiß suchen, und wenn mich der Himmel einmal so sehr lieben wird, daß ich eine solche Person finde, was für ein besonderes Schicksal ich auch übrigens zu erwarten habe, so glaube ich nicht, daß die Welt und das Schicksal mich jemals unglücklich machen können.

Betrachtungen
über den
Sallust und den Tacitus.

Ich hatte mir einstens vorgesetzt, eine genaue Beurtheilung über den Sallust und den Tacitus abzufassen. Allein nachdem ich gesehen, daß andere dieses bereits gethan, so habe ich mich mit einer blossen Betrachtung begnügt, welche jetzt folgt, um meinen Gedanken nicht ganz zu verlieren.

Mich deucht, daß der letztere alles auf die Staatsklugheit ziehet: bey ihm haben die Natur und das Glück wenig Antheil an den Begebenheiten; und ich irre nicht, wenn ich behaupte, daß er uns nur gar zu oft verborgene Ursachen von gewissen ganz einfachen, gewöhnlichen und natürlichen Handlungen angiebt.

Wenn August dem Reiche Grenzen setzen will, so geschiehet es aus einer eifersüchtigen Besorgniß, daß ein anderer die Ehre haben möchte, sie zu erweitern. Eben dieser Kaiser, wenn man es glaubet, suchte sich des

Leid-

Leidwesens des Volks über seinen Tod zu versichern, indem er auf eine geschickte Art die Vortheile seines Andenkens durch die Wahl seines Nachfolgers erhielt.

Der gefährliche Geist des Tiberius und seine Verstellungen sind der ganzen Welt bekant. Allein das ist nicht genug, die Gemüthsart des Menschen zu kennen, um diesen Prinzen ein allgemeines Kunststück zuzueignen. Die Natur ist nie so sehr geändert, daß sie sich nicht eben so viel Rechte über unsre Handlungen erhalten sollte, als wir über ihre Bewegungen nehmen können. Es mischt sich immer etwas von dem Temperamente in die künstlichsten Entwürffe. Und ist es nicht glaublich, daß Tiberius, welcher so viele Jahre den Willen des Sejan, oder seinen schändlichen Vergnügungen unterworffen war, in dieser Schwachheit eine so ausgesuchte Kunst und eine so wohl studirte Staatsklugheit besitzen können.

Die Vergiftung des Britannikus erregt nicht so viel Schrecken, als sie erregen sollte, wegen der Aufmerksamkeit mit welcher Tacitus die Fassung der Zuschauer betrachtet. Indem ein Leser sich mit Betrachtungen über ihre verschiedene Bewegungen beschäftiget, so lassen die bestürzte Unbedachtsamkeit der einen, das

tiefe

tiefe Nachdenken der andern, der verstellte Kaltsinn des Nero, die geheime Furcht der Agrippine, der von der schwarzen Handlung, und von dem traurigen Bilde dieses Todes abgezogene Verstand den Mörder seinem Haß, und den unglücklich Sterbenden seinem Mitleiden entwischen.

Die Grausamkeit des Nero bey dem Tode seiner Mutter ist mit zu vieler Feinheit verknüpft. Wenn Agrippine würklich durch eine kleine List des Hofes umgekommen wäre, so hätte man die Hälfte der Kunst unterdrücken müssen. Denn das Laster findet weniger Abscheu in den Gemüthern, und wenn ich es sagen darf, es erwirbt sich den Beyfall der Leser, wenn man es mit so vieler Geschicklichkeit und mit so vieler Regelmäßigkeit ausübet.

Fast überal entwirft Tacitus seine Gemählde, wo er der Kunst nichts zu verlangen übrig läßt, wo er aber das natürliche zu wenig beobachtet. Nichts ist schöner als das, was er vorstellet. Offt ist es nicht das, was vorgestellet werden soll; zuweilen geht er zu tief in die Händel hinein. Zuweilen rauben allzu feine Betrachtungen uns die wahren Gegenstände, um schöne Vorstellungen an ihre Stelle zu setzen. Man kann dieses zu seinem Vortheil sagen, daß er uns mehr verbindet, als

als er würde gethan haben, wenn er uns Sachen in ihrer Blösse dargestellt hätte, deren Wahrheit uns nicht mehr beträchtlich ist.

Sallust, welcher eine ganz entgegen gesetzte Denkungsart hat, ist den Natürlichen eben so geneigt, als jener dem, was zur Staatsklugheit gehöret. Die gröste Sorgfalt des erstern ist, die Neigung der Menschen kenntbar zu machen, die Geschäfte folgen hierauf natürlich aus den Handlungen, von denen Personen wenig erforschet, welche er geschildert.

Wenn man die Lobrede des Catilina mit Aufmerksamkeit erweget, so wird man sich weder über die fürchterliche Absicht, den Senat zu unterdrücken, noch über den weitläuftigen Entwurf verwundern, sich zum Herrn über den Staat zu machen, ohne von den Legionen unterstützt zu seyn. Wenn man seine List, seine Schmeichelenen, seine Fähigkeit, alles in Bewegung zu setzen, und sich die Aufrührischen ergeben zu machen erweget; wenn man bedenket, daß so viel Verstellung durch so viel Stolz unterhalten wurde, so wird man sich nicht wundern, daß er an der Spitze aller Stolzen und aller Verdorbenen bey nahe Rom verstöhret, und sein Vaterland zu Grunde gerichtet hätte. Allein Sallust begnüget sich nicht damit, die Menschen in den Lobreden zu schil-

dern,

dern, er macht, daß sie sich selbst in den Reden schildern, wo man allezeit einen Ausdruck ihres Naturells bemerket. Die Rede des Cäsar entdeckt uns genug, daß eine Verschwörung ihm nicht mißfällt. Unter dem Eifer, welchen er für die Erhaltung der Gesetze, und für die Würde des Senats bezeuget, lässet er für die Verschwornen eine zärtliche Neigung merken. Er ist nicht sehr dafür besorgt, seine Meinung, die er von der Hölle heget, zu verbergen. Die Götter sind ihm weniger beträchtlich als die Consuls, und seiner Meinung nach ist der Tod ganz etwas anders, als das Ende unserer Quaalen und die Ruhe der Elenden. Cato entwirft selbst sein Bildniß, nachdem Cäsar das seinige geschildert. Er geht gerade zu auf das Recht, allein mit einer wilden Miene. Die Rauhigkeit seiner Sitten ist unzertrennlich mit der Unschuld seines Lebens verbunden. Er vermischt den Verdruß seines Geistes, und die Härte seines Betragens mit dem Nutzen seiner Rathschläge.

Das einzige Wort, optimo Consuli, wodurch Cicero so sehr beleidiget wurde, weil man seine Verdienste nicht für so ausgebreitet hielt, als er verlangte, macht, daß ich die guten Absichten, und die Eitelkeit dieses Consuls

suls hinlänglich erkenne. Kurz, durch die verschiedenen Gemählde der verschiedenen Schauspieler stelle ich mir nicht nur die Personen vor, sondern mich deucht auch alles das zu sehen, was sich in der Verschwörung des Catilina zutrug.

Man kann eben dieses in der Geschichte des Jugurtha beobachten. Die Beschreibung seiner Eigenschaften und seiner Neigung bereitet uns zu, den Einfall in das Reich zu sehen, und drey Zeilen bilden seine ganze Art, Krieg zu führen ab. Man siehet in dem Charakter des Metellus mit der Wiederherstellung der Zucht eine glückliche Veränderung der römischen Staatsgeschäfte.

Marius führt die Armee mit eben dem Geiste, welcher in Rom redet, nach Africa.

Sylla redet zu den Bochus mit eben dem Genie, welches in seiner Lobrede sichtbar ist, wenig bekümmert um die Pflicht und das Gesetzmäßige, ergiebt er sich ganz der Leidenschaft, sich Freunde zu machen. Dein parentes abunde habemus, amicorum unquam neque nobis, neque cuiquam omnium satis fuit. Väter haben wir im Ueberfluß, Freunde haben weder wir noch sonst jemand genug gehabt. So läßt Sallust die Menschen nach ihrem Temperament handeln,

und glaubet seinen Leser genug zu verpflichten, wenn er sie kenntbar macht. Eine jede ausserordentliche Person, welche sich darstellet, ist genau geschildert, ob sie gleich keinen beträchtlichen Theil an seinem Gegenstande nimmt. So ist die Lobrede der Sempronia nach meinem Urtheil unnachahmlich. Er sucht sogar entfernte Betrachtungen auf, um uns die Abschilderungen des Cato und Cäsar der Wahrheit so gemäß zu entwerfen, daß ich sie allen andern Geschichtschreibern vorziehe.

Um meine Betrachtung über diese beyden Schriftsteller zu schliessen, so werden der Stolz, der Geitz, die Schwelgerey, die Verderbniß, alle die Hauptursachen der Unordnungen des Staats sehr offt von diesem angeführet. Ich weiß, nicht ob er genug in das Interesse und in die genauen Beobachtungen hinein geht. Man könnte sagen, daß die feinen und gekünstelten Rathschläge in seinen Augen der Grösse des Staats unwürdig schienen. Und aus dieser Ursache sucht er vielleicht alles in der Betrachtung, wenig in den Leidenschaften und in den Neigungen der Menschen.

Man sieht in der Geschichte des Tacitus mehr Laster, mehr Verabscheuungswürdiges, mehr Verbrechen; allein sie werden mit

Geschicklichkeit geführet. Man redet hier allezeit mit Absichten, man handelt nicht ohne Regel, die Grausamkeit ist Klugheit, und die Gewaltthätigkeit Vorsicht. Kurz, das Laster ist hier sehr fein. Daher kömmt es, daß die meisten rechtschaffenen Männer sich in einer boßhaften Kunst üben, welche sie nicht genug erkennen läßt, und daß sie, ohne daran zu denken, lasterhaft werden, indem sie nur glauben, geschickt zu werden. Allein ich lasse den Sallust und den Tacitus in ihren verschiedenen Charakteren, ich will nur sagen, daß man selten eine feine Kenntniß der Menschen, und eine tiefe Einsicht in die Staatsgeschäfte beysammen antrift.

Diejenigen, welche in den Gesellschaften erzogen sind, welche in den Versammlungen reden, lernen die Ordnung, die Formalien und alle Materien, welche da abgehandelt werden. Wenn sie von hier zu den Gesandschaften kommen, so unterrichten sie sich von den Händeln ausserhalb des Staats, und es sind wenige, von welcher Beschaffenheit sie auch seyn mögen, wozu sie sich nicht durch Uebung und Erfahrung fähig machen. Allein wenn sie an den Höfen sollen gebraucht werden, so siehet man sie ungeschickt in der Wahl der Menschen, ohne einigen Geschmack vom

Verdiensten, lächerlich in ihrem Aufwand und in ihren Vergnügungen.

Unsere Ministers in Frankreich sind von diesen Fehlern ganz frey, dieses kann ich ohne Schmeicheley sagen, und mich ein wenig über den Herrn von Lionne ausbreiten, welchen ich mehr kenne.

Bey ihm sind eigendlich die verschiedenen Talente vereinigt. Bey ihm findet man eine feine Känntniß des Verdienstes der Menschen, und eine tiefe Einsicht in die Staatssachen.

In Wahrheit, ich habe mich tausendmal verwundert, daß ein Minister der alle Staatsklugheit der Italiäner verwirrt, welcher die zusammengesetzte Klugheit der Spanier in Unordnung gebracht, welcher so viel Fürsten Teutschlands in unser Interesse gezogen, und gemacht, daß sie unsern Absichten gemäß gehandelt haben, selbst diejenigen, welche sich schwerlich um ihrer selbst willen in Bewegung setzen: ich habe mich verwundert, sage ich, daß ein solcher Mann so vollkommen in den Unterhandlungen, so tief einsehend in die Staatshändel, allen Geschmack der feinsten

Hofleute für den Umgang und für die Vergnügungen haben könne. Man kann sagen, daß das, was Sallust von einem gewissen grossen Manne des Alterthums sagt, daß seine Muse sehr vergnügt sey, daß aber durch eine richtige Eintheilung seiner Zeit, mit der Leichtigkeit der Arbeit, worüber er sich Meister gemacht hat, niemals ein Geschäfte seiner Vergnügungen wegen aufgeschoben worden.

Unter den Vergnügungen dieser Muse, unter seinen wichtigsten Beschäftigungen, widmet er doch einige Stunde den schönen Wissenschaften, woran Attikus, dieser rechtschaffene Mann, bey den Alten in der Süßigkeit seiner Ruhe, und in der Stille seines Studierens sich keine feinere Känntniß erworben. Er weiß von allen Dingen sehr viel, und die Wissenschaft, welche offt das Naturell verderbet, verschönert nur das seinige. Sie verläßt das, was dunkel, schwer und rauh ist, und beschäftiget sich nur mit dem Nützlichen. Niemand kennet mehr als er die schönen Werke; niemand macht selbst schönere. Er ist gleich stark in der Beurtheilung, und in der Ausarbeitung, und ich bin darüber verlegen, ob man an ihm mehr die Feinheit der Beurtheilungskraft, oder die Schönheit des Genies bewun-

dern soll. Es ist Zeit das seinige zu verlassen, um zu dem Genie der Hofleute zu kommen.

Da sie bey den Königen ernährt werden, da sie ihren gewöhnlichen Aufenthalt bey den Prinzen haben, so bilden sie sich ein besonderes Talent, welches sie kenntbar macht. Es ist ihnen keine Neigung verborgen, kein Abscheu unbekannt, keine Schwachheit bleibt von ihnen unentdeckt. Daher kommen die Schmeicheleyen, die Gefälligkeiten, und alle die feinen Kunstgriffe, welche die Kunst, die Herzen zu gewinnen, oder sich zum wenigsten den Willen geneigt zu machen, ausmachen; allein entweder wegen Mangel der Geschicklichkeit, oder weil sie es für ihre Bedienung für zu niedrig halten, in welchen man sich von den Staatsgeschäften unterrichtet, kennen sie sie alle nicht, und da ihre Annehmlichkeiten sich mit den Jahren vermindern, so erwirbt nichts ihnen Ansehen. Sie werden dann in ihren Cabinetten alt, der Verspottung der jungen Leute bloß gestellt, welche ihren Tadel nicht vertragen können, mit diesem Unterschiede, daß diese gemeiniglich das thun, was ihnen zukömmt, und daß die andern sich von dem nicht enthalten können, was ihnen nicht zukömmt. Und gewiß, der ehrlichste Mann hat Mühe, sich, wenn er alt wird, von

dem Lächerlichen zu befreyen. Allein, es gehet ihnen wie den galanten Frauenzimmern, denen die Welt noch gefällt, wenn sie ihr nicht mehr gefallen. Wenn wir klug wären, so würde unser Mißfallen dem gemäß seyn, daß man gegen uns heeget. Denn in dem unnützen Zustande in dem man sich nur durch das Verdienst zu gefallen erhällt, muß das Ende der Annehmlichkeiten der Anfang der Eingezogenheit seyn. Die Gelehrten hingegen scheinen weniger ehrlich, wenn sie jung sind, wegen einer gewissen falschen Hofmiene, welche ihnen in der Stadt glückt, bey Hofe aber sie lächerlich macht. Allein endlich führt die Kenntniß ihres Interesse sie zu ihrer Profeßion zurück, und wenn sie mit der Zeit geschickt worden sind, befinden sie sich auf beträchtlichen Posten, wo die ganze Welt ihrer nöthig hat. Es ist wahr, daß die Hofleute, welche sich durch wichtige Aemter zu hohen Ehrenstellen erheben, alle ihre Wünsche erfüllen können, und ihre Verdienste sind zur höchsten Vollkommenheit gebracht, wenn sie mit einer feinen Lebensart des Hofes, die Känntniß der Staatsgeschäfte, und die Erfahrung des Kriegswesens verbinden.

Vergleichung des Cäsar mit dem Alexander.

Es ist fast eine allgemeinangenommene Meinung, daß Alexander und Cäsar die grösten Männer in der Welt gewesen sind; und alle diejenigen, welche sich unterfangen haben zu urtheilen, haben geglaubt, die Eroberer, welche nach ihnen gekommen sind, sich zu verbinden, wenn sie zwischen ihrer Ehre und ihrem Ruhm eine Aehnlichkeit mit jenen fanden. Plutarch, nachdem er ihre Naturgaben, ihre Handlungen, ihr Glück untersucht, läßt uns die Freyheit, zu entscheiden, er hat sichs nicht unterstanden. Montagne, noch dreuster, erklärt sich für den erstern, und seitdem die Uebersetzungen des Vaugelas und des Ablancourt diese Helden zum Gegenstande aller unsrer Unterhaltungen gemacht haben, so hat ein jeder nach seiner Neigung und nach seiner Einbildung bald die Parthey des einen, bald des andern genommen. Ich, der ich vielleicht ihr Leben mit

eben

eben so viel Fleiß als sonst niemand untersucht habe, ich werde mir nicht das Ansehn geben, unumschränkt davon zu urtheilen. Allein weil man von mir schlechterdings zu sagen verlangt, was ich hieben denke, so soll man einige Beobachtungen sehen, welche ich über die Aehnlichkeit und den Unterschied, welche ich zwischen diesen beyden Männern gefunden, gemacht habe.

Alle beyde haben den Vortheil einer hohen Geburt gehabt. Alexander war der Sohn eines mächtigen Königes; Cäsar stammte aus einem der vornehmsten Häuser desjenigen Staats ab, dessen Bürger sich höher als die Könige schätzten. Es scheinet, daß die Götter die zukünftige Grösse des Alexander durch den Traum der Olympia und durch einige andere Weisagungen hätten vorher verkündigen wollen. Seine Neigungen, welche sich in seiner Kindheit offenbarten, seine eifersüchtigen Thränen über die Ehre seines Vaters, das Urtheil des Philippus, welcher ihn eines grössern Reichs würdig hielt, als das seinige war, unterstützten die Nachricht der Götter. Viele Sachen von dieser Art sind bey dem Cäsar nicht weniger merkwürdig gewesen. Sylla fand in ihm, so jung er auch war, viele Marios. Er träumte von einem Beyschlaf mit

seiner Mutter, und die Wahrsager legten diesen Traum so aus, daß die Erde, als die gemeinschaftliche Mutter aller Menschen sich seiner Macht unterworffen sehen würde. Man sahe ihn, als er die Statue des Alexanders erblickte, weinen, daß er in einem Alter, in welchen dieser Eroberer sich zum Herrn der Welt gemacht, noch nichts gethan.

Die Liebe zu den Wissenschaften war eine gemeine Leidenschaft. Allein Alexander, ganz von der Ehrbegierde durchdrungen, war darüber eifersüchtig, daß andere ihn in der Gelehrsamkeit übertrafen, und hatte zum Hauptzweck in den Wissenschaften eine grössere Erkänntniß als andere zu haben. Auch sieht man, daß er sich über den Aristoteles beklagte, weil er seine geheimen Känntnisse offenbahret, welche nur für ihn allein seyn solten, und er gestehet, daß er sich nicht weniger durch die Gelehrsamkeit, als durch die Waffen über andere Menschen zu erheben suche. Da er neugierig und ehrgeitzig war, so gefiel er sich in der Entdeckung verborgener Dinge, und wurde besonders durch die Dichtkunst gerührt.

Es ist niemand, welchen seine Neigung für den Homer unbekannt wäre, und welcher nicht wüste, daß um des Pindar willen die

Häuser

Häuser seiner Nachkommen in dem Untergange Thebens und in der allgemeinen Verwüstung seiner Bürger erhalten worden.

Der Geist des Cäsars, welcher weniger ausgebreitet war, eignete sich nur das brauchbare in den Wissenschaften zu, und er scheint die Gelehrsamkeit nur für seinen Nutzen geliebet zu haben. In der Philosophie des Epikur, welchen er allen andern vorzog, band er sich vornehmlich an das, was den Menschen betrift. Doch scheinet es, daß er auf die Beredtsamkeit seine vornehmste Sorgfalt gewendet, indem er wohl wuste, daß sie im Staate sehr nöthig war, um zu grossen Dingen zu gelangen. Er redete vor den Rostris bey dem Tode seiner Tante, der Julie, mit vielem Beyfall. Er klagte den Dolabella an, und machte endlich diese Rede so geschickt und so fein, um das Leben derer zu erhalten, welche in der Catilinarischen Verschwörung waren gefangen worden.

Es ist uns nichts mehr übrig, was man sicher dem Alexander zuschreiben könnte, als gewisse geistreiche Sprüche von einer bewundernswürdigen Wendung, welche uns einen gleichen Eindruck von der Grösse seiner Seele, und von der Lebhaftigkeit seines Witzes hinterlassen.

Allein

Allein der gröste Unterschied, den ich in ihren Meinungen finde, ist über die Materie von der Religion. Denn Alexander war bis zum Aberglauben andächtig, er ließ sich durch die Wahrsager und durch die Orakel beherrschen. Dieses kann man ausser seinem Naturell dem gewöhnlichen Lesen der Poeten zuschreiben, welche den Menschen die Furcht vor den Göttern beybrachten, und die ganze Theologie dieser Zeiten schmiedeten.

Was den Cäsar anbetrift, so ist es gewiß, daß er entweder wegen seines Temperaments, oder weil er den Meinungen der Epikurer folgte, auf die andern Ausschweifungen verfiel, auf die Götter in diesem Leben nicht achtete, und sich um das, was in dem andern geschehen müste, wenig bekümmerte. Lucian stellt ihn bey der Belagerung von Marseille vor, in einem geheiligten Walde mit dem Beil in der Hand, wo er, als er die ersten Hiebe that, die Soldaten aufbrachte, welche bey solchen unheiligen Worten ein geheimes Schrecken der Religion ergriff. Sallust läßt ihn sagen, daß der Tod das Ende alles Uebels ist, daß nach diesem weder Sorge, noch Empfindung für die Freude übrig bleibt.

Allein da die Menschen, so groß sie auch, wenn man einen mit dem andern vergleicht, seyn

seyn mögen, doch allezeit schwach, voller Mängel, sich selbst widersprechend, dem Irrthum und der Unwissenheit unterworfen sind, so wurde Cäsar durch einen Traum beunruhiget, welcher ihm die Herrschaft verkündigte, und spottete über seine Gemahlin, welche ihn an seinen Todt erinnerte. Sein Leben war seinem Glauben sehr gemäß. Er war in der That in gleichgültigen Vergnügungen mäßig; allein er versagte sich keine von denen Wollüsten, welche ihn reitzten. Deswegen machte Catul so viele Sinngedichte wider ihn, und daher kam endlich das Sprichwort, daß Cäsar die Frau aller Männer, und der Mann aller Frauen sey.

Alexander bewieß hiebey viel Mäßigung; doch war er nicht unempfindlich. Barsine und Roxane geben ihn für einen Verliebten aus, und er hatte nicht so viel Enthaltsamkeit, daß er sich nicht endlich an Bagoas gewöhnt hätte, an welche Darius sich vorher gewöhnt hatte.

Das Vergnügen der Schmausereyen, welches Alexander so hoch schätzte, und worin er sich zuweilen bis zu der Ausschweifung verleiten ließ, war dem Cäsar gleichgültig. Ich will nicht sagen, daß Alexander in den Arbeiten und in den Gefechten nicht mäßig

und

und nüchtern gelebt hätte; sondern in den Zeiten des Friedens war die Ruhe ihm zu unschmackhaft, wenn er sie nicht durch etwas anziehendes erweckte.

Beyde waren zur Verschwendung geneigt; aber Cäsar mit mehrern eigennützigen Absichten. Seine Freygebigkeit gegen das Volk, sein ausschweifender Aufwand, als er das Amt eines Aedils bekleidete, seine Geschenke, die er dem Curio machte, waren mehr Bestechungen als wahre Freygebigkeit. Alexander gab um Gutes zu thun, aus einer reinen Grösse seiner Seele. Als er nach Asien gieng, theilte er seine Güter aus, er entblößte sich von allen Sachen, und behielt nichts für sich, als die Hofnung zu siegen, oder den Entschluß zu sterben. Als er fast niemanden mehr nöthig hatte, bezahlte er die Schulden der ganzen Armee. Die Mahler, die Bildhauer, die Tonkünstler, die Dichter, die Philosophen (alle berühmte Dürftige) hatten Theil an seiner Pracht, und empfanden seine Grösse. Cäsar war zwar von Natur auch sehr freygebig, allein in der Absicht sich zu erheben muste er die nothwendigen Personen gewinnen. Und kaum sahe er sich als Herr des Reichs, als man es ihm auf eine unglückliche Weise mit dem Leben raubte.

Ich

Ich finde bey dem Cäsar nicht die Freundschaften, welche Alexander für den Ephestian hatte, noch die Vertraulichkeiten, welche er gegen den Craterus hatte. Sein Umgang hatte entweder Verbindungen für seine Geschäfte oder ein höfliches Verhalten zum Grunde, weit weniger Zärtlichkeit hatte er aber für seine Freunde. Es ist wahr, daß seine vertraute Herablassung nicht gefährlich war, und diejenigen, welche sich dieselbe zu Nutze machten, hatten weder seinen Zorn noch seinen Eigensinn zu befürchten, da hingegen Alexander ausschweifte, und entweder der angenehmste oder der fürchterlichste Mann war. Es war niemals sicher mit ihm vertraut zu seyn. Indessen war die Freundschaft nächst der Ehre seine stärkste Leidenschaft, wovon man kein ander Zeugniß, als sein eignes braucht, da er bey der Statue des Achilles ausruft: O, Achilles, wie glücklich schätze ich dich, daß du bey deinem Leben einen treuen Freund, und nach deinem Tode einen Dichter, wie Homer, gehabt hast.

Bis hieher haben wir diese beyden grossen Männer in ihrem Natürlichen aufgesucht, es ist Zeit die Neigung der Eroberer zu untersuchen, und sie in dem ganzen Umfange ihrer Handlungen zu betrachten. Es ist eine

Art

Art von Thorheit über Dinge zu urtheilen, welche bloß in der Einbildung beruhen. Nichts destoweniger würde Alexander, wenn er sich an der Stelle des Cäsar befunden hätte, seine grossen und bewundernswürdigen Eigenschaften nur zu seinem eignen Verderben angewendet haben. Man kann gewiß glauben, daß seine stolze und unvorsichtige Gemüthsart ihn in den Verfolgungen des Sylla schlecht würde erhalten haben, da er schwerlich würde seine Sicherheit in einer freywilligen Entfernung haben suchen können. Da er, von der Freygebigkeit in Bewegung gesetzt gab, so würden seine Geschenke ihm zum Verderben gereicht haben. Anstatt das Aedilat zu erwarten, in welchen die Pracht und die Verschwendung erlaubt war, würden seine zur Unzeit seyn angewendet worden, und ihm von Seiten des Senats einen gerechten Verdacht zugezogen haben. Vielleicht würde er sich den Gesetzen nicht haben unterwerfen können, welche eine so herschsüchtige Seele als die seinige war, eingeschränkt hätten. Und wenn er zu einer unschicklichen Zeit etwas versucht, würde er das Schicksal des Manlius, der Grachen und des Catilina gehabt haben. Allein wenn Alexander in der Republik umgekommen wäre, so würde Cäsar, welcher mit dem Mu-

che die Vorsichtigkeit fast beständig verband, niemals den weitaussehenden Entschluß gefaßt haben, Asien zu erobern.

Es ist zu glauben, daß Cäsar, dessen Betragen so fein und so behutsam war, an allen Verschwörungen Antheil hatte, ohne daß er nicht mehr als nur ein einzigesmal angeklagt, und niemals überführt wurde; er, welcher in den Spaltungen, die er zwischen den Galliern erregte, der einen Parthey beystand, um die andere zu unterdrücken, und sie endlich alle zu unterwerfen: es ist zu glauben, sage ich, daß eben dieser Cäsar, wenn er seiner Neigung folgte, den Staat würde verstärkt, die Nachbarn unterrichtet, und alle Republiken Griechenlandes würde getheilt haben, um sie gänzlich unterwürfig zu machen. Und gewiß, Macedonien ohne Hoffnung der Zurückkehr verlassen zu haben, übelgesinnte Nachbarn, Griechenland gleichsam unterworfen, aber in der Unterwerfung nicht behauptet, mit fünf und dreyßig tausend Mann, siebenzig Talenten und wenig Proviant, einen König der Perser, welchen die Griechen den grossen König nennten, und dessen Generals, nur wenn sie an der Grenze standen, die ganze Welt zitternd machten, aufgesucht zu haben; dieses übertrift die Einbildung, und noch mehr, als

wenn heut zu Tage die Republik Genua, die Republik Lukka und Ragusa sich unterstehen wollten, Frankreich einzunehmen. Wenn Cäsar dem grossen Könige den Krieg angekündiget hätte, so würde dieses an den nächsten Grenzen geschehen seyn, und er würde sich nicht für unglücklich gehalten haben, seine Staaten bey Granique zu grenzen. Wenn ihn die Ehrbegierde noch weiter getrieben hätte, glaubt man wohl, daß er das Anerbieten des Darius würde ausgeschlagen haben, er, welcher dem Pompejus beständig den Frieden anboth, und daß er sich nicht würde an der Tochter des Königs mit fünf oder sechs Provinzen begnügt haben, welche Alexander vielleicht aus Stolz verwarf? Kurz, wenn meine Vermuthungen gegründet sind, so würde er den König der Perser, dem eine Million Menschen folgten, nicht in der Ebene aufgesucht haben. So tapfer, so standhaft er auch war, so weiß ich nicht, ob er in der Nacht, welche vor der Schlacht bey Arbella vorher gieng, würde sicher geschlafen haben. Ich glaube zum wenigsten, daß er die Empfindung des Parmenion würde gehabt haben, und wir würden von ihm keine der Antworten des Alexanders gehabt haben. Indessen muste er diese grosse Schlacht liefern, um sich zum Herrn von Asien zu machen; ausserdem würde

Darius den Krieg sein ganzes Leben hindurch von einer Provinz zur andern gebracht haben. Er muste sterben, wie er ankam, oder tausend verschiedene Völker sahen sich mit aller ihrer Macht überwunden.

Es ist wahr, daß dieses unmäßige Verlangen nach Ehre, und dieser Stolz, welcher ihm keine Ruhe ließ, ihn den Macedoniern zuweilen so unerträglich machten, daß sie völlig bereit waren, ihn zu verlassen. Allein hierin offenbarte sich die Grösse des Muths, welcher sich durch nichts erschüttern ließ. Gehet, Niederträchtige, sagte er zu ihnen, gehet, Undankbare, sagets in eurem Vaterlande, daß ihr Alexandern mit seinen Freunden verlassen habt, welcher für die Ehre Griechenlandes unter den Völkern arbeitet, welche ihm besser als ihr gehorchen werden. In seinem ganzen Leben bewundert der Prinz nichts mehr, als den Stolz, den er gegen die Macedonier bezeigt, und das Zutrauen zu sich selbst. Alexander, sagt er, unter schlecht unterworfenen Barbaren von den Seinigen verlassen, schäzte sich so würdig zu befehlen, daß er nicht glaubte, daß man ihm den Gehorsam versagen könne. In Europa oder in Asien zu seyn, unter den Griechen oder unter den Persern, alles war ihm gleich viel. Er glaubte

Unterthanen zu finden, wo er Menschen fand. Was man zum Vortheil des Cäsar sagt, ist, daß die Macedonier mit wollüstigen und verzärtelten Nationen zu thun hatten, und daß die Besiegung der Gallier, welches wilde und kriegerische Völker waren, den Römern weit schwerer wurde. Ich will mich nicht dabey aufhalten, die Herzhaftigkeit der einen und der andern zu untersuchen; allein es ist gewiß, daß Cäsar bey den Galliern keine wahrhaften Armeen fand. Es waren ganze Völker, welche bis auf die Frauen, die Kinder und die Alten sich für die Vertheidigung der Freyheit im Tumult bewaffneten; Schaaren von Streitern ohne Ordnung und ohne Zucht; und in Wahrheit, wenn man zwey oder drey ausnimmt, so konnte Cäsar bey allen Gelegenheiten sagen: veni, vidi, vici, ich kam, sahe und besiegte sie. Dieses macht mich glauben, daß Labienus, als er die Legionen commandiret, der Republik unsre Provinzen nicht weniger würde unterworfen haben, oder daß nach dem Anschein Parmenio diese grosse Schlacht nicht würde geliefert haben, welche die Händel in Asien entschied. Man wird noch dieses besonders merkwürdige finden, daß dieser den Beystand des Alexanders in dem Treffen nöthig hatte, und daß Cäsar einmal

ohne dem Labienus würde verlohren gewesen seyn, welcher, nachdem er von seiner Seite alles geschlagen, die zehnte Legion ihm zu Hülfe schickte.

Alexander war hundertmal in augenscheinlicher Lebensgefahr, und empfing oft grosse Wunden, es mag nun seyn, daß seine Unternehmungen ihn in grössere Gefahr gesetzt, oder daß er sich mehr bloß gestellt, oder daß er hierin unglücklicher gewesen. Cäsar hatte auch seine Unglücksfälle, aber seltener, und ich weiß nicht, daß er in allen seinen Kriegen stark wäre verwundet worden. Ich sehe auch nicht, daß die Asiatischen Völker so weichlich und so wollüstig solten gewesen seyn, da sie beständig den Europäern furchtbar gewesen sind. Sind die Römer nicht damals, da ihr Staat am mächtigsten war, bey den Parthern unglücklich gewesen, welche nur einen Theil von dem Reiche des Darius hatten? Crassus kam hier zu den Zeiten des Cäsar mit seinen Legionen um, und kurz darauf that Antonius einen für ihn kläglichen und ehrlosen Zug dahin. Von den Siegen kann man dem Cäsar keinen, als den Sieg über die Gallier zueignen. Denn in dem bürgerlichen Kriege unterwarf er die Republik mit dem besten Theile ihrer eignen Macht, und

die einzige Pharsalische Schlacht machte ihn zum Herrn über hundert verschiedene Völker, welche andere überwunden hatten. Vespasian hat nicht durch die Niederlage des Vitellius das Reich erobert und sich zum Kayser gemacht. So hat sich auch Cäsar die Arbeiten aller Römer zu Nutze gemacht. Die Scipionen, Aemil, Marcellus, Marius, Sylla und Pompejus, seine eignen Feinde haben für ihn gestritten; und alles das, was in sechs hundert Jahren geschehen, war die Frucht einer einzigen glücklichen Stunde. Was mir bey dem Alexander noch unbegreiflicher vorkömmt, ist dieses, daß er in zwölf bis dreyzehn Jahren mehr Länder eingenommen, als die größten Staaten die ganze Zeit ihrer Dauer hindurch haben einnehmen können. Heut zu Tage ist ein Reisender berühmt, wenn er einen Theil der Länder durchreiset, welche er überwunden hat. Und endlich, damit ihm zu seinem Glücke nichts fehlte, hat er sein Reich in Ruhe genossen, und ist von denen, welche er besiegt, angebetet worden. Hierin beklage ich den Cäsar, welcher dem Staat nicht die Form geben konnte, wie seine Absicht war, da er von denen, welche er zu unterwerfen im Begrif war, ermordet wurde. Noch eine Betrachtung habe ich über den Alexander zu machen,

chen, daß alle Generals der Macedonier, welche bey seinem Leben in Vergleichung mit ihm mittelmäßige Männer waren, nach seinem Tode grosse Könige geworden. Und gewiß, ich verzeihe ihm, wenn in einem Lande, wo es eine allgemein angenommene Meinung war, daß die mehresten Götter ihre Familie auf der Erde hätten, wo Herkules für einen Sohn des Jupiter gehalten wurde, weil er einen Löwen getödtet, und einige Räuber geschlachtet hatte: ich verzeihe ihm, sage ich, daß er, durch die Meinung des Philippus unterstützt, welcher glaubte, daß seine Gemahlin mit einem Gotte einen geheimen Umgang gehabt, durch die Orakel so sehr hintergangen, sich so sehr über die Menschen erhaben hielt, zuweilen seine wahre Geburt verachtet, und seinen Ursprung in den Himmeln gesucht hat.

Vielleicht ließ er diesen Glauben unter den Barbaren ausbreiten, um sich Ehrerbietung zu erwerben; und indem er sich auf der Welt für eine Gottheit ausgab, machten der Schlaf, die Vergnügungen mit dem andern Geschlecht, das Blut, welches aus seinen Wunden quoll, ihn kenntbar, daß er nur ein Mensch sey.

Nachdem ich so lange von den Vorzügen des Alexanders geredet, will ich nur mit wenig Worten sagen, daß durch die Schön-

heit eines ganz ausserordentlichen Genie Cäsar in allen Dingen der gröste der Römer war, sowohl in den Geschäften des Staats, als auch in den Verrichtungen des Krieges. In Wahrheit die Unternehmungen des Alexanders haben mehr wunderbares an sich; allein das Betragen und die Fähigkeit scheinen hieran nicht gleichen Antheil genommen zu haben. Der Krieg in Spanien wider den Petrejus und Afranius ist eine Sache, welche Männer, die die vollkommenste Erfahrung haben, noch heut zu Tage bewundern. Die merkwürdigsten Belagerungen der leztern Zeiten, sind nach der Belagerung von Alexie gebildet worden; und wir haben dem Cäsar unsre Schanzen, unsre Linien, und überhaupt alles das zu danken, was die Sicherheit einer Armee vor den Festungen ausmacht. Was den Muth anbetrifft, so war die Schlacht bey Munda noch zweifelhafter, als die Schlacht in Asien, und Cäsar lief in Aegypten eben so grosse Gefahr, als Alexander in der Burg der Mallier. Sie waren nicht weniger verschieden in dem Verfolg als in den Gefechten. Wenn Cäsar die Gerechtigkeit nicht auf seiner Seite hatte, so suchte er den Schein davon, und an dem Vorwande fehlte es ihm niemals. Alexander zeigte der Welt sonst keine

ne Gründe als seinen Willen, er folgte durchgängig seinem Stolz und seinen Neigungen. Cäsar ließ sich sein Interesse oder seine Vernunft leiten.

Man hat selten eine Person gesehen, welche in ihrem Leben so viel Gleichförmigkeit, so viel Mäßigung im Glück, und so viel Gnade bey Beleidigungen bezeigt. Dieses ungestüme, welches dem Clitus das Leben kostete, dieser schlecht gegründete Verdacht, welcher den Untergang des Philotas verursachte, und welcher, zur Schande Alexanders, ein nothwendiges Uebel, den Tod des Parmenio nach sich zog; alle diese Bewegungen waren dem Cäsar unbekannt. Man kann ihm keinen Tod als den seinigen vorwerfen, weil er nicht Sorgfalt genug für seine eigne Erhaltung angewendet.

So muß man auch gestehen, daß er, weit entfernt, den Unordnungen seiner Leidenschaften unterworffen zu seyn, der thätigste und standhafteste Mann von der Welt gewesen. Die grossen und kleinen Dinge fanden ihn allemal in seiner gehörigen Fassung, ohne daß er schien sich für jene zu erheben, und für diese sich zu erniedrigen.

Alexander zeigte sich niemals als in den ausserordentlichen Begebenheiten. Wenn er

einen Angrif thun muste, so wollte er, daß dieses gegen Könige seyn möchte. Wenn er die Jagd liebte, so war es die Jagd der Löwen. Es kostete ihm Mühe, ein Geschenk zu machen, das seiner nicht würdig war. Niemals war er so voll Entschliessung, niemals war er so freudig, als bey dem sinkenden Muth der Truppen; niemals war er so voll Vertrauen, als in ihrer Verzweiflung. Kurz, er fing an, seiner ganz mächtig zu seyn, wo andere Menschen entweder aus Furcht, oder wegen einer andern Schwachheit, sich daran gewöhnt haben, ihrer selbst nicht mehr mächtig zu seyn. Allein seine allzusehr erhabene Seele unterwarf sich nicht leicht dem gemeinem Zuge des Lebens, und da sie vor sich selbst nicht sicher war, so muste man befürchten, daß sie nicht unter den Vergnügungen oder in der Ruhe entwischte.

Hier kann ich mich nicht enthalten, einige Betrachtungen über die Helden anzustellen, deren Regierung so sanft ist, daß man gar keine Mühe hat, sich ihnen zu unterwerfen. Wir behalten nicht mehr gegen sie diesen geheimen Widerstand, noch diese innerlichen Bewegungen der Freyheit, welche uns bey einem gezwungenen Gehorsam quälen. Alles in uns ist biegsam und gefällig; allein

das

das, was von ihnen kömmt, ist zuweilen unerträglich. Wenn sie durch Gewalt unsere Herren, und durch das Verdienst zu sehr über uns erhaben sind; so glauben sie gleichsam ein doppeltes Reich zu haben, welches eine doppelte Unterwürfigkeit erfordert. Und zuweilen ist es ein verdrüßlicher Zustand, von so grossen Männern abzuhangen, daß sie uns auf eine rechtmäßige Art verachten können. Weil man indessen nicht in den Einsamkeiten regieret, und weil sie sich genöthiget sehen, mit uns umzugehen, so würde ihr Vortheil es erfordern, sich nach unsrer Schwachheit zu bequemen, und wir würden sie als Götter verehren, wenn sie sich damit begnügten als Menschen zu leben. Allein wir wollen eine Unterredung endigen, welche mir selbst eckelhaft wird, und ich will nur sagen, daß Cäsar durch geschickte Mittel die grösten Dinge ausgeführet, und sich zum ersten Herrn der Römer gemacht hat.

Alexander war von Natur über die Menschen erhaben. Man könnte sagen, daß er zum Herrn der ganzen Welt gebohren war, und daß er in seinen Thaten nicht so wohl die Feinde bekriegte, als sich seinen Völkern kenntbar machte.

Ab=

Abhandlung
über
Alexander den Grossen.

Seitdem ich Alexander den Grossen gelesen habe, setzt mich das Alter des Corneille in wenigere Verlegenheit, und ich fürchte nicht mehr so sehr, mit ihm das Ende des Trauerspiels zu sehen. Allein ich wollte, daß er vor seinem Tode den Verfasser dieses Stücks an Kindes Statt angenommen hätte, um mit der Zärtlichkeit eines Vaters seinen wahren Nachfolger zu bilden. Ich wollte, daß er ihm den guten Geschmack dieses Alterthums beybrächte, welchen er auf eine so vortheilhafte Art besitzt, daß er ihn in die Neigung dieser verstorbenen Nationen eindringen, und den Charakter der Helden, welche nicht mehr sind, auf eine gesunde Art erkennen liesse. Meiner Meinung nach ist dieß das einzige, welches einem so schönen Geiste fehlt. Er hat starke und kühne Gedanken und Ausdrücke, welche der Stärke seiner Gedanken angemessen sind. Allein man wird mir nächst diesem erlauben zu sagen, daß er weder

den

den Alexander noch den Porus gekannt hat. Es scheint, daß er von dem Porus eine grössere Vorstellung als von dem Alexander geben wollen, welches ihm ohnmöglich gelingen konnte. Denn die Geschichte des Alexander, so wahr sie ist, hat sehr das Ansehen eines Romans; und einen grössern Helden machen, das heist in das Fabelhafte verfallen, das heist seinem Werke nicht nur die Glaubwürdigkeit, sondern auch das Angenehme der Wahrscheinlichkeit benehmen. Wir wollen uns also nichts grössers vorstellen, als diesen Herrn der Welt, oder unsre Vorstellung würden zu ungeheuer und zu erhaben seyn. Wenn wir andern Helden den Vorzug vor ihm geben wollen, so laßt uns ihnen die Laster nehmen, welche er hatte, und ihnen die Tugenden geben, welche er nicht hatte. Laßt uns den Scipio nicht als den grösten betrachten, ob man gleich niemals bey den Römern eine erhabnere Seele als die seinige gesehn hat; man muß ihn gerechter, für das beste, eifriger, mäßiger und tugendhafter machen.

Diejenigen, welche dem Cäsar gegen dem Alexander am geneigtesten sind, führen zu seinem Vortheil weder die Leidenschaft nach Ehre, noch die Grösse der Seele, noch die Standhaftigkeit des Heldenmuthes an. Diese

se Eigenschaften sind bey den Griechen so vollständig, daß man zu viel haben würde, wenn man mehr davon hätte. Allein sie müssen den Römer weiser in seinen Unternehmungen, geschickter in seinen Geschäften, ausgebreiteter in seinem Interesse, und mehr Herr über seine Leidenschaften machen.

Ein sehr feiner Richter des Verdienstes der Menschen hat sich damit begnügt, den dem Alexander ähnlich zu machen, von welchem er die höchsten Begriffe geben wollte. Er wagte es nicht, ihm grössere Eigenschaften beyzulegen, er nahm ihm die bösen: Magno illi Alexandro par, sed sobrio nec iracundo. Dem grossen Alexander gleich, nur in seiner Gelassenheit, nicht aber in seinem Zorne.

Vielleicht ist unser Verfasser gewisser maßen in diese Betrachtungen hinein gegangen; vielleicht hat er, um den Porus grösser zu machen, ohne in das Fabelhafte zu verfallen, seinen Alexander herab gesetzt. Wenn dieses seine Absicht gewesen ist, so konnte es ihm hierbey nicht besser glücken; denn er hat aus ihm einen solchen mittelmäßigen Prinzen gemacht, daß hundert andere sich eben so wohl wie Porus über ihn erheben könnten. Nicht deswegen, weil Ephestian keinen schönen Begriff von ihm giebt; daß Taxile, daß Porus

selbst

selbst nicht vortheilhaft von seiner Grösse reden, sondern, wenn er selbst erscheinet, so hat er nicht die Stärke sie zu erhalten, wenn es nicht aus Bescheidenheit geschiehet, weil er bey den Indiern als ein blosser Mensch erscheinen will, in der gerechten Reue, daß er unter den Persern für einen Gott gehalten worden. In Ernst, ich kenne hier von dem Alexander weiter nichts, als den blossen Namen. Sein Genie, seine Gemüthsbeschaffenheit, seine Eigenschaften sehe ich nirgends.

Ich suche bey einem ungestümen Helden ausserordentliche Bewegungen, welche mich für ihn einnehmen, und finde einen so wenig belebten Prinzen, daß er mich so kalt läßt als es nur immer seyn kann. Ich bildete mir bey dem Porus eine Grösse der Seele ein, welche uns fremd war. Der Held der Indianer muß einen von den unsrigen ganz unterschiedenen Charakter haben. Ein andrer Himmel, wenn ich also reden darf, eine andre Sonne, eine andre Erde bringet da auch andere Thiere und andere Früchte hervor. Die Menschen scheinen hier ganz anders, wegen der Verschiedenheit der Gesichtszüge, und noch mehr, wenn ich es sagen darf, wegen der Verschiedenheit des Verstandes. Eine Sittenlehre, eine Klugheit welche der Religion beson=

besonders eigen ist, scheint hier ganz andere Geister in einer ganz andern Welt zu regieren. Porus unterdessen, welchen Quintus Curtius den Griechen und den Persern ganz fremd schildert, ist hier ganz Franzoß. Anstatt uns nach Indien zu versetzen, führt man ihn nach Frankreich, wo er sich so sehr wohl an unsre Sitten gewöhnt, daß es scheinet, als wenn er unter uns gebohren, oder sich wenigstens seine ganze Lebenszeit hindurch bey uns aufgehalten hätte.

Diejenigen, welche einen Helden aus den ältern Zeiten vorstellen wollen, müssen in die Neigung der Nationen hinein gehen, von welcher er ist, in die Neigung der Zeiten, in welchen er gelebt hat, und vornemlich in seine eigene. Man muß einen Asiatischen König ganz anders schildern, als einen römischen Consul. Der eine wird als ein unumschränkter Monarch reden, welcher über seine Unterthanen als über Sclaven herrschet; der andere als eine obrigkeitliche Person, welche nur die Gesetze belebet, und ihrem Ansehn bey einem freyen Volke Achtung erwirbt. Anders muß man einen alten Römer mahlen, welcher für das Beste des Staats rasend ist, und von einer wilden Freyheit in Bewegung gesetzt wird, als ein Schmeichler aus der Zeit

des

des Tiberius, welcher nichts als sein Interesse kannte, und sich der Knechtschaft überließ. Man muß Personen von eben dem Stande, und zu eben der Zeit verschieden zeichnen, wenn die Geschichte uns von ihnen verschiedene Charakter giebt. Es würde lächerlich seyn, von dem Cato und dem Cäsar, von dem Catilina und dem Cicero, von dem Brutus und dem Markus Antonius, unter dem Vorwande, daß sie zu einer Zeit in eben demselben Staat gelebet, einerley Bild zu entwerfen. Der Zuschauer, welcher diese Alten auf unsern Bühnen vorstellen siehet, folgt eben diesen Regeln, um gut davon zu urtheilen, welchen der Poet folgt, um sie zu schildern. Und um hierinnen glücklicher zu seyn, entfernt er seinen Geist von alle dem, was bey ihm gebräuchlich ist, sucht sich von dem Geschmacke seiner Zeit loß zu machen, entsagt seiner eignen Neigung, wenn sie der Neigung der Personen entgegen gesetzt ist, welche man vorstellet. Denn die Todten können das nicht werden, was wir sind, allein, der Verstand, welcher zu allen Zeiten ist, kann uns in das eindringen lassen, was sie gewesen sind.

Es ist ein grosser Fehler unsrer Nation, daß sie alles nach sich bildet, daß sie Fremde in ihren eignen Lande darstellet, welche weder

ihre Züge noch ihr Betragen haben. Daher kömmt es, daß man uns mit Recht tadelt, daß wir nichts zu schätzen wissen, als nur in so ferne es ein Verhältniß mit uns hat, wovon Corneille in seiner Sophonisbe eine gewisse und verdrüßliche Erfahrung gemacht hat. Mairet, welcher die seinige dem alten Syphax ungetreu, und in den jungen und siegerischen Masinissa verliebt gemahlt hat, fand allgemeinen Beyfall, weil er den Geschmack der Damen, und den wahren Witz der Hofleute gefunden. Allein Corneille, welcher die Griechen besser als die Griechen, die Römer besser als die Römer, die Charthaginenser besser als die Bürger von Charthago reden konnten, reden läßt, Corneille, welcher fast allein den guten Geschmack des Alterthums besitzt, hat das Unglück gehabt, unserm Zeitalter zu mißfallen, weil er in das Genie dieser Nationen hineingegangen und der Tochter des Asdrubals ihren wahren Charakter erhalten hat. So hat auch der, welcher alle unsre Schriftsteller übertroffen, und welcher sich vielleicht hier selbst übertroffen, indem er diesen grossen Namen alles das zueignete, was ihnen gehörte, zur Schande unserer Beurtheilungskraft uns nicht verbinden können, ihm die Gerechtigkeit widerfahren

zu

zu lassen, welche wir ihn schuldig waren, da wir uns durch die Gewohnheit an Dinge binden, welche wir im täglichen Gebrauch sehen, und da wir wenig geneigt sind, Eigenschaften und Empfindungen zu schätzen, welche nicht mit den unsrigen überein kommen.

Wir wollen hier eine ausgebreitete Beobachtung schliessen, daß Alexander und Porus ihren Charakter ganz beybehalten sollten; daß es unsre Schuldigkeit war, sie an den Ufern des Hydaspis zu betrachten, wie sie waren, und daß es ihnen nicht zukam, an die Ufer der Seine zu kommen, unser Naturell zu studieren, und unsre Empfindungen anzunehmen. Das Gespräch des Porus muste etwas fremderes und seltneres an sich haben. Wenn Quintus Curtius in der Rede der Scythen durch Gedanken und Ausdrücke, welche ihrer Nation natürlich waren, sich Bewunderung erworben hat, so konnte sich der Verfasser eben so bewundernswürdig machen, wenn er uns so zu sagen die Seltenheit eines Genie aus einer andern Welt sehen ließ.

Der verschiedene Zustand dieser beyden Könige, da ein jeder in dem seinigen seine Pflichten sowohl erfüllte, ihre Tugend, welche in der Verschiedenheit ihres Glücks ver-

 schie-

schieden ausgeübt wurde, ziehet die Betrachtung der Geschichtschreiber an sich, und verbindet sie, uns ein Gemählde davon zu hinterlassen. Der Dichter, welcher zu der Wahrheit der Dinge noch etwas hinzu fügen, oder sie wenigstens mit allen Zierrathen der Dichtkunst auszieren konnte, anstatt Farben und Figuren anzuwenden, welche sie verschönerten, hat vieles von ihrer Schönheit hinweg genommen. Entweder die Besorgniß zu viel zu sagen machte, daß er nicht genug sagte, oder seine Drockenheit und Unfruchtbarkeit blieb weit unter dem Wahren. Er konnte in das Innere hinein gehen, und aus der Tiefe dieser grossen Seelen, wie Corneille thut, ihre geheimesten Bewegungen heraus ziehen. Allein er betrachtet nur blos das äussere, wenig besorgt, das zu bemerken, was nicht sichtbar ist, und nicht einsehend genug, in das hinein zu dringen, was verborgen ist.

Ich wünschte, daß die Stärke dieses Stücks darinnen bestehen möchte, uns diese grossen Männer vorzustellen, und daß man in einer Scene, welche der Grösse des Gegenstandes würdig wäre, die Grösse ihrer Seelen so weit als nur immer möglich, hätte gehen lassen. Wenn die Unterredung des Sertorius und Pompejus unsre Geister so sehr erfüllt hat,

hat, was sollte man nicht von der Unterredung des Porus und Alexanders über einen so ungemeinen Gegenstand hoffen? Ich wünschte auch, daß der Verfasser uns eine grössere Vorstellung von diesem Kriege gemacht hätte. In der That, der Uebergang über den Hydaspis, welcher so ausserordentlich war, daß er sich kaum begreifen ließ; eine grosse Armee auf der andern Seite mit fürchterlichen Streitwagen und schrecklichen Elephanten; Blitze, Donner, Ungewitter, welche allenthalben Bestürzung um sich her verbreiteten, über dieses, wenn ein so grosser Fluß mit blossen Füssen durchwatet werden muste; hundert wundervolle Dinge, welche die Macedonier in Erstaunen setzten, und die fähig waren, Alexandern die Worte auszupressen: Daß er endlich eine Gefahr, die seiner würdig sey, gefunden habe; alles dieses, sage ich, muste sowohl in dem Gemählde der Zurüstung, als auch in der Erzählung der Schlacht die Einbildung des Dichters sehr erheben.

Indessen redet man von den Feldzügen zweyer grossen Könige, welchen man ihre eigne Neigung nimmt, um sie bloß eingebildeten Prinzeßinnen zu unterwerfen. Alles das, was unter den Menschen das Interesse grosses und kostbares hat, die Vertheidigung eines

Landes, die Erhaltung eines Reichs, reitzt den Porus nicht zur Schlacht. Er wird hierzu nur durch die schönen Augen der Axiane belebt, und der einzige Zweck seiner Tapferkeit ist, sich bey ihr empfehlungswürdig zu machen. So mahlt man auch die irrenden Ritter, und der schönste Geist ganz Spaniens, läßt, meiner Einsicht nach, den Don Quichot niemals in ein Gefecht gehen, ohne daß er sich nicht der Dulcimenen empfiehlt.

Ein Romanendichter kann seine Helden nach seiner Phantasie bilden. Es ist auch wenig daran gelegen, den wahren Begrif von einem unbekannten Prinzen zu geben, dessen Ruf nicht bis zu uns gekommen ist. Allein, diese grossen Personen des Alterthums, welche zu ihren Zeiten so berühmt waren, und welche unter uns noch bekannter als die Lebendigen sind, die Alexanders, die Scipionen, die Cäsars müssen niemals unter unsern Händen ihren Character verlieren. Denn der unempfindlichste Zuschauer fühlt, daß man ihn beleidigt, wenn man ihnen Fehler beylegt, welche sie nicht hatten, oder wenn man ihnen Tugenden nimmt, welche auf seinen Geist einen so angenehmen Eindruck gemacht hatten. Die Tugenden, welche bey uns einmal festgesetzt sind, beschäftigen unsre Eigenliebe wie unsern

sern eignen Herrn, und man kann hierbey nicht die mindeste Veränderung vornehmen, ohne uns einige Gewaltthätigkeit fühlen zu lassen. Ueberdieses muß man sie nicht im Kriege verunstalten, um sie in der Liebe desto glänzender zu machen. Wir können ihnen Geliebten von unsrer Empfindung geben, wir können Leidenschaft mit ihrer Ehre vermischen; allein wir müssen uns hüten aus einem Alexander einen Antonius zu machen, und wir müssen nicht Helden, die so viele Jahrhunderte dafür gehalten worden, um des Liebhabers willen, welchen wir einzig nach unsrer Phantasie bilden, zu Grunde richten.

Die Liebe, als eine den Helden unanständige Leidenschaft aus unsern Trauerspielen zu verbannen, dieses hiesse das hinweg nehmen, was uns noch durch einen geheimen Zug mit ihnen vereinigt, und ich weiß nicht, welches Band noch zwischen ihren und unsern Seelen bleiben sollte. Allein um sie durch diese allgemeine Empfindung zu uns zu ziehen, dürfen wir sie nicht unter sich selbst erniedrigen, wir müssen das nicht vernichten, was sie über die Menschen erhebet. Mit dieser Einschränkung will ich zugeben, daß es keine Gegenstände giebt, wo eine Hauptleidenschaft, welche die Natur in alles gemischt hat, nicht ohne Mühe und ohne Gewalt eindrin-

gen könne. Da übrigens die Frauenzimmer bey der Vorstellung eben so nothwendig sind, als die Mannspersonen, so muß man sie so viel als es möglich ist, von dem reden lassen, was ihnen natürlich ist, und wovon sie besser als von einer andern Sache reden. Man nehme dem einen den Ausdruck der verliebten Empfindungen, und andern die geheime Unterhaltung, worein sie die Vertraulichkeit zieht, so wird man ihren Umgang mehrentheils sehr verdrüßlich machen. Gleichsam alle ihre Bewegungen, wie ihre Unterredungen, sind Würkungen ihrer Leidenschaft, ihre Freude, ihre Traurigkeit, ihre Furcht, ihr Verlangen muß die Empfindungen der Liebe verrathen, wenn sie gefallen sollen.

Man führe eine Mutter ein, welche sich über das Glück ihres lieben Sohnes freuet, oder sich über das Unglück ihrer lieben Tochter betrübet, ihr Vergnügen oder ihr Verlust wird wenig Eindruck auf die Seele der Zuschauer machen. Um von den Thränen und den Klagen dieses Geschlechts gerührt zu werden, sehe man eine Liebende, welche den Tod ihres Geliebten beweinet, und nicht eine Frau, welche über den Verlust ihres Mannes untröstbar ist. Der zärtliche und kostbare Schmerz der Geliebten rührt uns weit mehr, als

die

die Angst einer künstlichen oder eigennützigen Witwe, und welche, so redlich sie zuweilen seyn mag, uns allezeit eine schwarze Vorstellung von den Beerdigungen und dem Leichengepränge macht.

Von allen Witwen, welche jemals auf der Schaubühne erschienen sind, gefällt mir keine besser als die einzige Cornelia, weil anstatt, mir Kinder ohne Vater, und eine Frau ohne Gemahl vorzustellen, ihre ganz römischen Empfindungen die Vorstellung des alten Roms und des grossen Pompejus in meine Seele zurück rufen.

Dieß ist es alles, was man der Liebe auf unsern Bühnen mit Recht zugestehen kann. Allein man begnüge sich mit diesem Vortheil, wo die Regelmäßigkeit selbst beleidiget werden kann, und ihre größten Verehrer müssen nicht glauben, daß der erste Endzweck des Trauerspiels sey, seine Zärtlichkeit in unsern Herzen zu erregen. In wahrhaftig erhabenen Gegenständen muß man mit der Grösse der Seele vor allen sehr behutsam umgehen. Das, was sanft und zärtlich ist bey der Geliebte eines gemeinen Menschen, ist oft schwach und Ehrloß bey der Geliebte eines Helden. Sie kann sich, wenn sie allein ist, mit den innerlichen Kämpfen unterhalten, welche sie in sich selbst empfindet,

pfindet, sie kann in geheim über ihre Quaal seufzen, sie kann einer Geliebten und ernsthaften Vertrauten ihre Furcht und ihre Schmerzen entdecken. Allein, durch ihre Ehre gestärkt, und durch ihre Vernunft unterhalten, muß sie allezeit die Beherrscherinn ihrer Empfindungen und ihrer Leidenschaften bleiben, und durch ihre Entschliessung ihren Liebhaber zu grossen Dingen beleben, anstatt daß sie ihn durch ihre Schwachheit davon abhält.

Es ist in der That ein unwürdiges Schauspiel, den Muth eines Helden durch Thränen und Seufzer erweicht zu sehen; und wenn er die Thränen einer Schönen stolz verachtet, so macht er nicht sowohl ein standhaftes Herz als eine harte unempfindliche Seele kenntbar.

Um diese Schwierigkeit zu vermeiden, zieht Corneille nicht weniger den Charakter erlauchter Damen als den Charakter ihrer Helden in Betrachtung. Aemilie liebet den Cinna bey der Ausübung ihres Vorhabens, und sucht in ihrem Herzen alle die Bewegungen zu unterdrücken, welche sich dem Todte des August widersetzen. Cleopatra hat die Leidenschaft für den Cäsar, und wendet alles an, den Pompejus zu erhalten. Sie würde des Cäsar nicht werth seyn, wenn sie sich nicht der Nie-

derträchtigkeit ihres Bruders widersetzte, und Cäsar würde ihrer unwürdig seyn, wenn er fähig wäre, diese Schandthat zu billigen. Dirce streitet im Oedipus mit dem Theseus um die Grösse des Muthes, indem sie die traurige Auslegung des Orakels auf sich zog, welche er aus Liebe zu ihr auf sich anwenden wollte.

Allein man muß Sophonisben betrachten, deren Charakter von den Römern vielleicht beneidet werden könnte. Man muß sie sehen den jungen Maßinissa für das Wohl ihres Vaterlandes dem alten Syphax aufopfern. Man muß sie sehen, wie sie eben so wenig auf die Einwürfe der Pflicht achtet, indem sie den Syphax verläßt, als sie den Empfindungen ihrer Liebe Gehör giebt, indem sie sich von dem Maßinissa loßreißt. Man muß sehen, wie sie alle Arten von Reizungen, das, was uns bindet, was uns vereiniget, die stärksten Ketten, die süssesten Leidenschaften ihrer Liebe gegen Charthago, und ihrem Haß gegen Rom unterwirft. Man muß endlich, wenn alles sie verläßt, ihre Gegenwart des Geistes sehen, wie sie, da die Herzen derer, welche sie, ihr Vaterland zu retten, gewonnen hatte, ihr unnütz waren, in ihrem eignen

Herzen

Herzen das Mittel findet, ihre Ehre und ihre Freyheit zu retten.

Corneille läßt seine Helden mit so viel Wohlstand reden, daß er uns niemals die Unterredung des Cäsar mit der Cleopatra würde gegeben haben, wenn Cäsar geglaubt hätte, die Händel zu haben, welche er in Alexandrien hatte, wenn sie auch so schön war, daß die Unterhaltung eines Verliebten, auch denen Personen angenehm wurde, welche keinen Theil daran hatten. Er hätte dieses vermeiden können, wenn er die Pharsalische Schlacht ganz gewonnen, den Pompejus tod, und den Rest seiner Anhänger auf der Flucht sehen wollen. Da Cäsar damals sich für den Herrn über alles hielt, so hat man ihm einen erworbenen Ruhm, und eine wahrscheinlich versicherte Macht darbieten können. Allein wenn er die Verschwörung des Ptolomäus entdeckt, wenn er seine Sachen in einem bösen Zustande und sein eignes Leben in Gefahr siehet, so ist es nicht mehr ein Liebhaber, welcher seine Geliebte von seiner Leidenschaft unterhält, es ist der römische General, welcher mit der Königin von der Gefahr redet, die sie beyde angeht, sie eilfertig verläßt, um ihre gemeinschaftliche Sicherheit zu besorgen.

Es ist also lächerlich, bey einer bevorstehenden wichtigen und entscheidenden Schlacht den Porus nur allein mit seiner Liebe zu beschäftigen. Es ist nicht weniger lächerlich, den Alexander aus dem Treffen gehen zu lassen, wenn die zerstreuten Feinde sich von neuen wiedersetzen. Man konnte ihn voller Eilfertigkeit hinein gehen lassen, den Porus zu suchen, und nicht, ihn unbedachtsam heraus ziehen, um Cleophilen wieder zu sehen, er welcher niemals die so verliebte Ungedult hatte, und welchem der Sieg niemals vollständig genug schien, bevor er nicht getödtet oder verziehen hatte. Was ich für ihn am mitleidenswürdigsten finde, ist, daß man ihn von der einen Seite viel verlieren läßt, ohne ihn von der andern etwas gewinnen zu lassen. Er ist eben so wenig Held in der Liebe als im Kriege, und die Geschichte ist verunstaltet ohne daß der Roman verschönert ist: ein Krieger, dessen Ehre nichts hat, welches unser Feuer belebet, ein Liebhaber, dessen Feuer nichts hervorbringt, welches unsre Zärtlichkeit rühret.

Das ist es, was ich über den Alexander und Porus zu sagen hatte. Wenn ich mich nicht genau an eine scharfe Kritik gebunden habe, so ist es darum geschehen, weil ich nicht sowohl dieses Werk Stückweise untersuchen, sondern

dern mich nur über den Wohlstand ausbreiten wollen, mit welchem man die Helden muß reden lassen, über den Unterschied, welchen man unter ihren Charactern beobachten muß, und über den guten und bösen Gebrauch der Zärtlichkeiten der Liebe in den Trauerspielen, welche von denenjenigen mit zu vieler Strenge verworfen werden, welche alles den Bewegungen des Mitleidens und der Furcht unterwerfen, und welche hingegen von denen mit zu vieler Sorgfalt aufgesucht werden, welche nur an dieser Art von Empfindungen allein Geschmack finden.

Der

Der Mensch, welcher alles kennen will, kennet sich selbst nicht.

Sie sind nicht mehr so gesellschaftlich als sie sonst waren, und ihr Nachdenken hat ihnen ihr aufgeräumtes Wesen ganz geraubt. Das Studieren hat etwas finsteres an sich, welches die lustigen Züge verdirbt, welche man im Umgange haben muß. Sie sagen, daß diese Annehmlichkeiten, welche von der Leichtigkeit des Genie kommen, sie fast nicht mehr rühren; allein hüten sie sich, daß sie nicht bey ihren Freunden das verlieren, was sie mit sich selbst zu gewinnen glauben.

Ich weiß wohl, daß ihre Beschäftigung ernsthaft und wichtig ist. Sie wollen wissen, woher sie kommen, was sie sind, und was sie alsdann seyn werden, wenn sie nicht mehr hier sind. Dieß ist ein Vorhaben, welches sehr vernünftig, ja sogar nothwendig ist. Allein man muß sich ihm mit mehrerer Mäßigung, und

und aus einem bessern Bewegungsgrunde, als sie thun, überlassen. Unsre Unnützlichkeit bewegt sie zum Mitleiden, indem sie mit einer Sache beschäftiget sind, welche nach ihrer Meinung uns beständig beschäftigen sollte.

Allein, sagen sie mir, ich bitte sie, kann es ihnen in die Gedanken kommen, daß diese Weltweisen, deren Schriften sie so sorgfältig lesen, das gefunden haben, was sie suchen? Sie haben es gesucht, wie sie, allein sie haben es vergebens gesucht.

Bilden sie sich nicht ein, daß die ehrlichen Männer der vorigen Zeiten nur von ohngefähr gelebet haben. Ihre Neubegierde ist zu allen Zeitaltern gewesen. Die einfältigsten unter den Menschen sind noch heut zu Tage von eben der Lust, die sie haben, durchdrungen. Diejenigen, welche am meisten ihren Leidenschaften unterworfen sind, haben zuweilen diesen Gedanken, selbst die Ruchlosesten können sich nicht entbrechen, zuweilen hierinnen nachzudenken, niemand ist gegen ein so allgemeines und so wichtiges Interesse unempfindlich, ein jeder denket daran; allein er denket mit wenigem Nutzen daran. Wenn man lange vergeblich darüber nachgedacht hat, so findet man, daß es Klugheit sey, nicht

mehr

mehr daran zu denken, und sich den Befehlen der Vorsehung zu unterwerfen.

Der Urheber der Natur hat nicht gewollt, daß wir erkennen sollten, was wir sind. Und unter dem allzu begierigen Verlangen alles zu wissen, hat er uns in die Nothwendigkeit versetzt, fast garnichts zu wissen, und uns selbst nicht zu kennen.

Er belebet die Triebfedern unsrer Seele, allein er verbirget uns das bewundernswürdige Geheimniß, welches sie in Bewegung setzt; und dieser weise Werkmeister behält sich allein die Erkänntniß von seinem Geschöpfe vor.

Er hat uns mitten in eine unendliche Menge von Gegenständen gesetzt mit Sinnen, welche fähig sind davon gerührt zu werden. Er hat uns einen Verstand gegeben, welcher unaufhörlich sich bemühet sie zu erkennen. Unsre Neubegierde erhebet sich bis in den Himmel, wir beobachten den Lauf der Gestirn fast mit eben der Richtigkeit als die Bewegung einer Uhr. Die Sternkundige haben gewisse Regeln, die Finsternisse zwey tausend Jahre vorher zu sagen, ehe sie sich ereignen; und durch Hülfe der Vergrösserungsgläser, deren Erfindung täglich vollkommner wird, entdecken sie neue Planeten, und bestimmen deren

verschiedene Bewegungen. Kurz, sie bemerken Flecken in der Sonne, und Unregelmäßigkeiten in dem, was GOtt nach der vollkommensten Regel gemacht hat.

Ob gleich diese Dinge weit über uns sind, so sind sie doch nicht über unsern Verstand. Allein unser Verstand ist über sich selbst erhaben, und wenn er die ganze Welt begriffen hat, kann er sich selbst nicht begreifen, als wenn er den anbetet, der ihn gemacht hat, und sobald er sich kennen will, greift er in die Rechte seines Schöpfers.

Ich habe eine Meinung, welche sie nicht billigen werden, doch halte ich sie für wahr. Ich glaube, daß niemand durch das blosse Licht der Vernunft allein erkannt hat, ob die Seele unsterblich, oder ob sie der Vernichtung unterworfen ist.

Unser Vortheil erfordert es, ihre Unsterblichkeit zu glauben; allein es ist nicht leicht sie zu begreifen. Meine Absicht ist nicht mich in einen ordentlichen Streit einzulassen; ich müste von einer ganz andern Gemüthsbeschaffenheit seyn, als ich bin, und ich müßte mich dazu mehr vorbereitet haben. Lassen sie M.. und M.. mit ihren verwegenen Urtheilen über die Unsterblichkeit der Seele ganze Bände aufhäufen. Die Beyspiele derer, deren Vorschriften

schriften sie studieren, dienen mir anstatt der Beweise, und überreden mich mehr als alle Gründe unserer Lehrer.

Man zweifelt nicht, daß Sokrates die Unsterblichkeit der Seele geglaubet habe. Wir sehen es aus dem Ueberreste seiner Lebensgeschichte, und selbst die Gedanken, welche Plato ihm zueignet scheinen es zu bekräftigen. Wenn man aber nichts desto weniger aufmerksam ist, so wird man finden, daß Sokrates mit allen seinen Scherz treibet, und daß er durch Schlüsse beweißt, daß man nicht einmal wissen kann, was Vernunft ist. Er ergreift alle Partheyen, welche man will, entweder sie zu vertheidigen oder sie anzugreifen. Mit den Umschweifen seiner Schlüsse, und mit den Kunstgriffen seiner Vernunftlehre setzt er die Wahrscheinlichkeit an die Stelle der Wahrheit, und verblendet auf diese Art seine Zuhörer durch die verschiedenen Farben, welche er den Dingen giebt, daß er sie dahin bringt, daß sie den Schatten nicht mehr von dem Wesen unterscheiden können. Allein seiner feinen Spötterenen und seiner Spitzfindigkeit ohngeachtet verwirrt er sich oft in den Schlüssen, die er macht, und er ist oft so unzufrieden mit sich selbst, daß er sich aus Verdruß, das nicht fin-

den zu können, was er sucht, die Haare und die Augbraunen ausrauft. Wenn man in ihn dringet, aufrichtig zu reden, so wird er sagen, daß der GOtt, welcher ihn den Weisesten unter den Sterblichen genannt, ihm ein Lob beylege, das für ihn nicht gehöret, da man zum wenigsten den nicht den Weisesten nennen könne, welcher bekennet, daß er nichts weiß, und daß man nichts wissen könne. Er wird sagen, daß der Geist, welcher ihm seine Gedanken einflößt, von den Nachrichten aus der andern Welt nicht hinlänglich unterrichtet sey, um die Frage von der Unsterblichkeit der Seele zu entscheiden. Er redet hiervon ausführlich vor seinen Richtern als ein Mensch, der sie wünscht, und behandelt die Vernichtung als ein Philosoph, welcher sie nicht fürchtet. Nachdem er gesucht, seine Freunde im Gefängniß zu überreden, sieht man wohl, daß er sich selbst davon nicht versichern kann. Er schließt seine Unterredung mit Zweifeln, und alle seine Schlüsse zielen zu nichts ab, als die Vorstellung des Todes aus seinem Verstande zu entfernen.

Woher glauben sie wohl, daß die Widersprüche kommen, welche man hierüber in den Schriften des Aristoteles und des Seneka findet?

Was den Aristoteles anbetrift, so habe ich gar nicht die Absicht seine Lehren zu verrufen, oder ihn als einen Verderber zu behandeln. Ich glaube mit ihnen, daß es eine Verläumdung sey, und daß der römische Kayser, von welchen sie reden, nicht wohl bey Sinnen gewesen, als er die Bücher dieses Weisen verbrennen ließ, um den Alexander drey hundert Jahr nach seinem Tode zu rächen. Allein unter uns ist es nicht Unrecht zu sagen, daß er ein Sophist sey, welcher fast allemal wieder die Wahrheit redet; daß er beiße und hinten ausschläge, daß er undankbar gegen seinen Lehrer, und betrügerisch gegen seine Schüler sey. Daß es ein Träumer sey, der mit seinem eigenen Schatten ficht, und sich Gespenster macht, sie zu bestreiten. Vielleicht legt man ihm mit Grund zur Last, daß er, wenn er seine Träumereyen erkläret, so wie ein Fisch das Wasser trübe mache, um nicht gefangen zu werden. Daß er sich in die Beweise verwickele, aus welchen er sich nicht heraus helfen kann. Daß er einen Geheimnißvollen vorstelle, um seinen Zweifel zu verbergen. Daß er endlich als ein Orakel rede, und daß er die Welt einschläfre, und sich selbst mit seinen Schlüssen in den Schlaf einwiege. Ich sage ihnen hier nichts, was andere nicht vor mir

gesagt haben. Wie viele Schicksale glauben sie, daß seine Schriften erfahren haben, ehe sie zu uns gekommen sind? Wenn sie sich deswegen an seine besten Freunde wenden, so ist der gröste Theil der Werke, welche man ihm zueignet, nicht von ihm. Allein, wenn alles das, was man davon gesagt hat, nicht wahr wäre, so hüten sie sich wohl zu glauben, daß in diesen privilegirten Stunden, in welchen Aristoteles nur auserlesene Leute zu sich eingehen ließ, er eben die Sachen lehrte, welche er öffentlich verkaufte. Seine Gedanken des Morgens waren den Gedanken des Abends nicht gleich. Sobald die Thüren des Lyceum geschlossen wären, und er glaubte in Freyheit zu seyn, redete er eine ganz andere Sprache. Hier gestehet er aufrichtiger als in seiner Abhandlung von der Seele, daß nichts unbegreiflicher sey als ihre Natur, ihr Ursprung und ihre Dauer. Eben so, wenn Alexander sich ärgerte, daß er Arbeiten bekannt gemacht, welche er nur für ihn verfertiget hatte, antwortete ihm dieser geschickte Lehrer: Sorgen sie nicht, ich habe schon die Veranstaltung getroffen, daß man nichts davon verstehen kann, sie sind nicht dazu gemacht das gegenwärtige Zeitalter zu unterrichten, sondern die Nachwelt zu üben.

Was den Seneka anbetrifft, so werden sie mit mir darin einig seyn, daß er ein Prahler ist, welcher bey dem Anblick des Todes vor Furcht zittert; daß er alle seine Kräfte sammlet, um den Muth nicht zu verlieren, indem er sich die Adern öffnen läßt, und daß er als ein Mensch redet, welcher von dem, was er sagt, nicht überzeugt ist.

Zuweilen erzählen uns diese Weltweisen Wunder von dem Aufenthalt der Götter, und von der letzten Glückseeligkeit. Zuweilen wissen sie nicht, wo sie ihnen ihre Wohnung anweisen sollen, und sagen, daß nach dem Tode alles bis auf den Tod selbst vergehe. Bald versprechen sie sich und andern die Unsterblichkeit; bald spotten sie darüber. Dieses ist so wahr, als Aristoteles sich als einen Atheisten aus Athen vertreiben läßt, und als Seneka bey der Vergötterung des Claudius die Gottheit lächerlich zu machen sucht.

Woher glauben sie, daß diese Verschiedenheit der Meinungen komme? Weil sie durch die verschiedenen Vorstellungen von dem gegenwärtigen Tode und von dem zukünftigen Leben verwirrt werden. Ihre Seele, welche über die Erkänntniß ihrer selbst ungewiß ist, bauet und reißt ihre Meinungen nieder, so wie sie durch den mannigfaltigen

Schein der Wahrheit verführt wird. Wenn sie diese Schwätzer hören, so wird es ihnen wohl glaublich werden. Seyn sie versichert, daß die kühnsten unter ihnen weiter nichts als Marcktschreyer sind, welche den Gift mit einer feinern Art als andere verschlucken, damit sie ihre Arzeneyen desto besser verkauffen.

Epicur macht ein offenbares Gewerbe daraus, das höchste Gut in den Vergnügungen der Sinne zu setzen, und lehret, daß alles mit ihnen aufhöre. Scheinet er nichts desto weniger bey seinem Tode die Grundsätze zu wiederrufen, von welchen er in seinem Leben Gebrauch machte? Er macht sein Testament mit aller der Vorsorge eines Menschen, welcher sich darüber ängstiget, was man nach ihm thun wird. Die Nachwelt rührt ihn, sein Andenken wird ihm theuer, er kann sich von den Vergnügungen seines Gartens nicht los reissen, er schmeichelt sich mit dem Ruf seiner Schriften, er empfiehlt sie seinem Schüler Hermachus. Sein Geist, welcher sich so sehr an die Meinung der Vernichtung geheftet hatte, wird von einiger Zärtlichkeit für sich selbst gerührt, und behält sich Ehre und Vergnügungen in einem andern Zustande vor, als der ist, welchen er verlassen soll.

Salo:

Salomo, der gröste unter allen Königen, und der weiseste unter allen Menschen, scheinet zu der Zeit, da er die Tugendhaften lehret, in der Liebe der Wahrheit standhaftig zu seyn, den Gottlosen Stoff zu Unterhaltung ihrer Irrthümer darzureichen.

Wenn er die Ruchlosen im Prediger reden läßt, sieht man da nicht, daß er allein der Weißheit die Erkänntniß unsrer selbst beylegt? Er macht alle die Zweifel, worinne sich die menschliche Vernunft gemeiniglich verwirret. Er entwirft ein aufrichtiges Gemählde von seiner Unentschlossenheit, von seinem Verlangen, von seinem Abscheu, von seinen Känntnissen, von seiner Unwissenheit. Und endlich schließt er, daß die ewige Weißheit allein dieses Labyrinth zerstören kann; daß man die Tiefe ihrer Geheimnisse verehren muß, und daß das Stillschweigen eines Klugen besser ist, als das Reden eines Weltweisen.

Wenn jemand von Irrthümern, Zweifeln und Veränderungen hat frey seyn können, so ist es Salomo gewesen. Indessen sehen wir in der Ungleichheit seines Wandels, daß er der Weißheit müde worden, daß er der Thorheit müde worden, und daß seine Tugenden und Laster ihm beständig neuen Widerwillen verursacht haben. Er hat

zuweilen das Leben so genossen, als wenn alle Dinge vom Ohngefähr abhiengen; er hat zuweilen alles der Vorsehung zugeschrieben, und niemals hat er aus einem standhaften Ton geredet, als wenn die ewige Weißheit ihn reden machte.

Die Weltweisen, die Gelehrten mögen studieren wie sie wollen, sie werden oft Veränderung, und zuweilen einen völligen Widerspruch in ihren Meinungen finden. Wenn wir unsere Vernunft nicht dem Glauben unterwerffen, so bringen wir unser Leben mit glauben und nicht glauben zu; wir wollen uns überreden, und können uns nicht überzeugen. Die Thätigkeit unsers Verstandes giebt uns Bewegung genug, allein seine Känntnisse sind zu schwach, um uns zu führen.

Einige, in sich selbst verliebt, helffen ihrer Einbildungskraft sich selbst schmeicheln, sie glauben das gefunden zu haben, was sie suchen, sie geniessen eine Zeitlang ihren Irrthum, aber zuletzt erkennen sie, daß sie betrogen sind.

Andere betrüben sich über ihre Unwissenheit, alles hält sie auf, nichts vergnüget sie, sie zanken sich über alle Fragen, die man ihnen vorlegt. Hierinne sind sie noch unglück-

licher

licher als die erstern, hierinne, daß sie sogar nicht einmal Verstand genug haben sich zu betrügen.

Hierinne bestehet, meiner Meinung nach, die feine Klugheit. Wenn man sich beständig betrügt, wenn man sich über alles, was Mühe macht betäubet, und nur an die Zukunft denkt, um sich das gegenwärtige besser zu Nutze zu machen, wenn man endlich seine Vernunft gewöhnt hat, nicht mehr über Sachen zu urtheilen, welche GOtt unserm Urtheil nicht unterwerfen wollen, so ist dieses alles, was man wünschen kann.

Ich glaube nicht nur mit Salomo, daß das Stillschweigen eines Klugen besser ist, als die Rede eines Weltweisen, sondern ich schätze auch den Glauben des einfältigsten Landmanns höher als alle Lehren des Sokrates.

Ich weiß wohl, daß man Beyspiele anführen kann, welche das, was ich sage zu widerlegen scheinen. Es sind Heiden gewesen, welche von einer andern Meinung überredet, und von ihren Empfindungen begeistert waren. Eine Unterredung von der Unsterblichkeit der Seele hat einige so weit gebracht, daß sie die Schrecknisse des Todes verspottet haben, um vielmehr die Glückseeligkeiten des Lebens zu geniessen, das man ihnen versprach.

Allein,

Allein, mit Erlaubniß der Verehrer der heidnischen Tugenden, ich glaube mit grossen Heiligen, daß der Stolz mehr als die Hälfte solcher heldenmüthigen Handlungen hervorbrachte, welche in uns Bewunderung erregen. Wenn man dahin kömmt, so ist es nicht mehr die Vernunft, welche uns leitet, es ist die Leidenschaft welche uns verirret. Es ist nicht mehr die Rede welche in uns würket, es ist ein Verlangen, besser zu seyn, es ist eine Eitelkeit, mit Muth zu sterben, welche man mehr als das Leben liebet. Es ist ein Ueberdruß an den gegenwärtigen Dingen, es ist eine Hofnung zukünftiger Güter, eine blinde Ehrliebe, kurz eine Krankheit, eine Raserey, welche der natürlichen Neigung Gewalt anthut, und welche uns ausser uns selbst versetzet.

Allein ein ruhiger Geist, welcher mit kalten Blute diese fürchterliche Veränderung untersucht, kömmt durch das Lesen des Plato und des Seneka nicht aus seiner Fassung. Sie mögen predigen wie sie wollen, daß der Tod kein Uebel sey, wenn die Gnade uns nicht zu Hülfe kömmt, so bewegen sie uns nicht. Nur dem obersten Befehlshaber der Vernunft kömmt es zu, Märtyrer zu machen, eine muthvolle Verachtung der falschen Güter einzuflössen, u.

uns

uns durch sein Wort zu überzeugen, daß er uns wahre Güter zubereitet.

Ich wiederhole es zum leztenmal, mein Herr, arbeiten sie, so viel sie wollen, an ihrer Selbsterkänntniß. Ziehen sie alle ihre Bücher zu Rathe, bringen sie ihre schönsten Tage mit Nachdenken über die Unsterblichkeit der Seele zu, sie werden finden, daß es nur für die Religion gehöret, dieses zu entscheiden. Ich, für meine Person, gestehe es ihnen, daß ohne sie der Gedanke von der Ewigkeit mich nicht den müßigsten Augenblick meines Lebens beschäftigen sollte.

Von dem Wunderbaren, welches sich in den Gedichten der Alten findet.

Wenn man das Wunderbare in den Gedichten des Alterthums betrachtet, entblößt von den schönen Empfindungen, von den starken Leidenschaften, von den edlen Ausdrücken, mit welchen die Werke der Dichter ausgeschmückt sind, wenn man es aller Zierrathen beraubt bemerket, und wenn man es an sich selbst genau prüfet; so bin ich versichert, daß es einen jeden, der einen gesunden Verstand hat, nicht weniger befremden, finden wird, als das Wunderbare in den Romanen der irrenden Ritter. Sind wohl letztere in diesem Stücke weniger behutsam, da man den Teufeln oder Zauberern alles Verderben, alles was schändlich und verabscheuungswürdig ist, zuschreibt; da hingegen die Dichter alles dieses den Würkungen ihrer Göttinnen und Götter beymessen? Dieses hindert niemals,

mals, daß die Gedichte nicht bewundert, und die Bücher der Ritter nicht lächerlich scheinen. Die einen werden wegen des Witzes und wegen der Wissenschaft, die man darinnen findet, bewundert, die andern werden wegen ihres seichten Inhaltes verlacht. Das Wunderbare der Gedichte unterhält seine ausschweifende Fabel durch die Schönheit der Schreibart, und durch eine unendliche Menge von ausgesuchten Känntnissen, welche sie begleiten. Das Wunderbare der Ritter macht die thörichste Erfindung der Fabel, durch die lächerliche Schreibart, in welche es eingekleidet ist, verächtlich.

Allein, dem sey wie ihm wolle, das Fabelhafte des Gedichts hat das Fabelhafte der Romanen; und es ist gewiß, daß die Teufel und die Zauberer hierinn weniger Unheil anrichten, als die Götter und ihre Dienerschaft in jenen. Die Göttinn der Künste, der Wissenschaften, der Weißheit flößt dem Tapfersten der Griechen eine unsinnige Wuth ein (*), und läßt ihm die Sinnen, welche sie ihm geraubt, nicht eher wieder finden, als bis sie ihn einer Schande fähig gemacht, welche ihn zur Verzweiflung und zum Selbstmord bringt. Die gröste und stolzeste der Göttinnen be-

*) Aiax, der Sohn des Telamon.

begünstiget schändliche Leidenschaften, und befördert eine lasterhafte Liebe (*). Eben diese Göttinn wendet alle mögliche Kunstgriffe an, Unschuldige zu verderben, welche am mindesten nicht ihren Zorn empfinden sollten. Sie begnügt sich nicht damit, ihre Macht und die Macht der Götter zu erschöpfen, welche sie inständigst gebeten, den Aeneas zu verderben, sie besticht den Gott des Schlafs, Palinuren treulos einzuschläfern, daß er ins Meer fallen solte, welche Verrätherey ihr auch gelungen ist.

Es ist kein einziger von den Göttern in diesen Gedichten, welcher nicht den Menschen das gröste Unglück zufüget, oder ihnen die grösten Schandthaten eingiebt. Es ist hier auf Erden nichts so tadelnswürdig, welches nicht auf ihren Befehl ausgeübet, oder durch ihr Beyspiel gerechtfertiget wird. Und dieses ist einer von den Umständen, welche vieles dazu beygetragen haben, die Sekte der Epikurer zu stiften und zu erhalten. Epikur, Lukrez, Petronius haben lieber müßige Götter machen wollen, welche ihre unsterbliche Natur in einer glücklichen Ruhe geniessen, als sie würksam, und auf eine traurige Art mit dem Untergange der Menschen beschäftiget sehen. Epikur selbst hat behauptet, sich dadurch ein Ver-

(*) Juno in der Aeneis.

Verdienst der Heiligkeit gegen die Götter zu machen, und daher ist diese Sentenz gekommen, welche Baco so sehr bewundert hat. Nicht der ist ein Frevler, welcher die Götter des Volks leugnet, sondern der, welcher die Denkungsart des Volks den Göttern beylegt.

Ich sage nicht, daß man die Götter aus unsern Werken verbannen müsse, noch weniger aus den Werken der Dichtkunst, wo sie natürlicher als in andern zu seyn scheinen. Ich wünsche sie so wie andere, allein ich verlange, daß sie mit Weisheit, Gerechtigkeit, mit Güte kommen, und nicht, wie man sie gewöhnlich erscheinen läßt, als Räuber und als Mörder. Ich verlange, daß sie mit einem Betragen kommen, welches alles in Ordnung zu bringen vermag, und nicht mit einer Unordnung, welche alles in Verwirrung setzt.

Vielleicht hält man so viele Ausschweifungen für Fabeln und Erdichtungen, welche das Recht der Poesie mit sich bringt.

Allein welche Kunst oder welche Wissenschaft kann das Recht haben, die gesunde Vernunft auszuschließen? Wenn man nur deswegen Verse machen muß, um die Freyheit zu haben auszuschweifen, so will ich niemals jemanden rathen in Prosa zu schreiben, oder man wird lächerlich, so bald man sich von dem Wohlstande und von der Vernunft entfernet.

Ich wundere mich, warum die alten Dichter, in Ansehung der Wahrscheinlichkeit, in den Handlungen der Menschen so behutsam gewesen; da sie doch in den Handlungen der Götter gar keine beobachtet haben. Selbst die, welche am vernünftigsten von ihrer Natur geredet, haben sich nicht entbrechen können von ihrem Verhalten ausschweifend zu reden. Wenn sie ihr Wesen und ihre Eigenschaften bestimmen, so machen sie sie unsterblich, unendlich, allmächtig, allweise, allgütig. Allein sobald sie sie handeln lassen, so ist keine Schwachheit, welcher sie sie nicht unterwerfen, es ist keine Thorheit, keine

Schand=

Schandthat, welche sie sie nicht begehen lassen.

Man nennet gemeiniglich zwey Dinge, welche widersprechend scheinen, und ich glaube, daß sie beyde sehr wohl mit einander übereinstimmen: erstlich: daß die Poesie die Sprache der Götter ist, zweytens, daß die Dichter die größten Narren sind. Die Dichtkunst, welche die großen Leidenschaften der Menschen stark ausdruckt; die Dichtkunst, welche mit einem lebhaften Ausdruck die Wunder der Welt schildert, erhebt bloß natürliche Sachen über ihre Natur hinweg durch erhabene Gedanken, und durch eine Pracht des Ausdrucks, welche man billig die Sprache der Götter nennen kann. Allein wenn die Dichter diese Bewegungen und diese Wunder verlassen, um von den Göttern zu reden, so überlassen sie sich in einer Sache, welche ihnen nicht bekannt genug ist, dem Eigensinn ihrer Einbildungskraft, und da ihr Feuer durch keine richtige Vorstellungen unterhalten wird, so werden sie die ausschwei-

sendsten unter allen Menschen, an statt daß sie sich, wie man glaubt, ganz göttlich machen sollten. Man wird keine Mühe haben sich davon zu überzeugen, wenn man erweget, daß ihre fabelhafte und lächerliche Theologie allen Empfindungen von Religion, und dem Lichte der gesunden Vernunft ganz entgegen ist. Es sind Weltweise gewesen, welche die Religion auf die Känntniß gegründet haben, welche die Menschen von der Gottheit vermöge ihrer natürlichen Vernunft haben konnten. Es sind Gesetzgeber gewesen, welche sich für die Dollmetscher von dem Willen des Himmels ausgegeben haben, um eine Religionsübung zu stiften, woran die Vernunft keinen Antheil hatte. Allein, wenn die Dichter, eine beständige Unterhaltung, eine gewöhnliche Gesellschaft, und wenn man so sagen darf, eine Mischung von Menschen und Göttern, wider die Religion und die Vernunftlehren; so ist dieß gewiß die verwegenste und vielleicht die unsinnigste Sache, welche jemals geschehen.

Es ist noch übrig zu wissen, ob der Charakter des Gedichts die Kraft hat die Boßheit und Thorheit zu rechtfertigen. Allein ich glaube nicht, daß man einer geheimen Reitzung so viel Macht beymißt. Was lasterhaft ist, das ist überal lasterhaft; was ausschweifend ist, wird auf keine Weise vernünftig. Der Ruf des Dichters rechtfertiget nichts, so wenig als der Charakter des Gedichts. Die Beurtheilungskraft richtet sich nach niemanden. Sie wird bey dem berühmtesten Schriftsteller das nicht schön finden, was wirklich schlecht ist. Sie wird bey einem mittelmäßigen Verfasser das nicht für schlecht halten, was wirklich gut ist. Unter hundert schönen und hohen Gedanken wird ein gründlicher Richter eine Ausschweifung entdecken, welche das Genie in seiner Hitze hervor gebracht hat, und welche eine zu starke Einbildungskraft wider unsichere Beobachtungen zu erhalten gewust. Hingegen wird eben dieser Richter unter einer unendlichen Menge von Fehlern gewisse Schönheiten bewundern, wo der Geist, seines

Ungestüms ohngeachtet, sich Ordnung erlaubt hat.

Das Erhabene des Homer und seine übrigen schönen Eigenschaften werden mich nicht hindern, den falschen Charakter seiner Götter zu erkennen; und diese angenehme und einsichtsvolle Gleichheit des Virgils, welcher allen Vernünftigen zu gefallen weiß, wird die geringen Verdienste seiner Aeneis vor mir nicht verbergen. Wenn ich unter so vielen schönen Sachen, wodurch ich bey dem Homer und Virgil gerührt werde, doch das mangelhafte darunter erkennen; so ist es ein Vergnügen für mich, unter denen Sachen, welche bey dem Lucian mich beleidigen, weil sie zu weit getrieben sind, die richtige und wahre Größe seiner Helden zu bemerken. Ich schmecke von Wort zu Wort den ganzen Ausdruck der geheimen Bewegungen des Cäsar, als man ihm den Kopf des Pompeius entblößet, und nichts wird mir von jener unnachahmlichen Unterredung des Labienus und des Cato entwischen, als es darauf ankam, ob man

wegen

wegen des Schicksals der Republik das Orakel des Jupiter Ammon fragen müsse, oder nicht.

Wenn alle Dichter des Alterthums so würdig von den Orakeln ihrer Götter geredet hätten, so würde ich sie den Theologen und Weltweisen dieser Zeit vorziehen, und diese Stelle kann in dieser Materie allen Dichtern zum Beyspiel dienen. Man sieht aus dem Zulauf, so vieler Völker nach dem Orakel des Jupiter Ammon, was eine allgemeine Meynung der Eifer und der Aberglaube zusammen vermag. Man siehet an dem Labienus einen frommen und verständigen Mann, welcher mit der Ehrfurcht gegen die Götter die Achtung für die wahre Tugend und für rechtschaffene Männer verbindet. Cato ist ein frommer Weltweiser, entfernt von der gemeinen Meynung, welcher sich Götter vorstellet, die hohe Empfindungen haben, so wie sie eine reine Vernunft und eine erhabene Weisheit bilden kann. Alles ist hier dichterisch, alles Witz. Nicht dichterisch durch das lä-

cherliche einer Fabel, oder durch ausschweifenden Schwulst, sondern durch die edle Dreustigkeit der Sprache, und durch die schöne Erhebung der Schreibart. So ist die Poesie die Sprache der Götter, und so sind die Dichter weise. Großes Wunder; und um so größer, da man es weder bey dem Homer noch bey dem Virgil zu finden gewust, um es bey dem Lucian anzutreffen.

E N D E.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Saint-Évremond, Charles de Marguetel de Saint-Denis de,

Verschiedene Beobachtungen über die Neigungen und Sitten der Menschen

Frankfurt u.a. 1769

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LA 4378
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11258295-8
VD18 12316237-001